

7 Wiener Stadt-Bibliothek.

8775 / 2 A



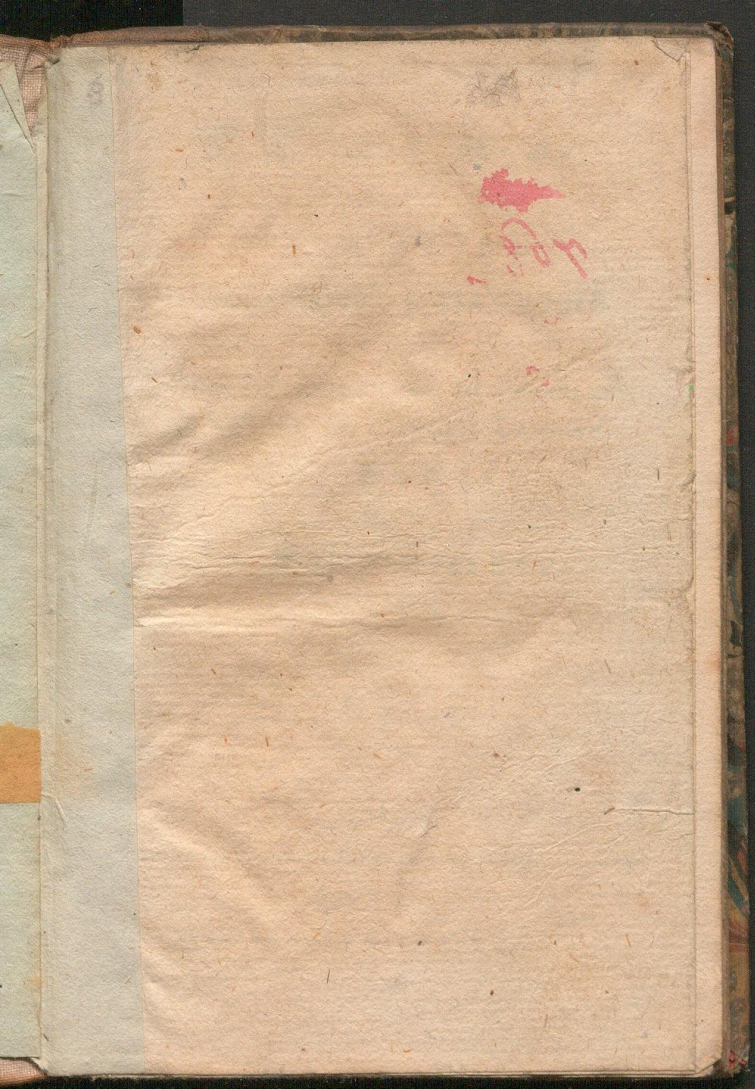
146.

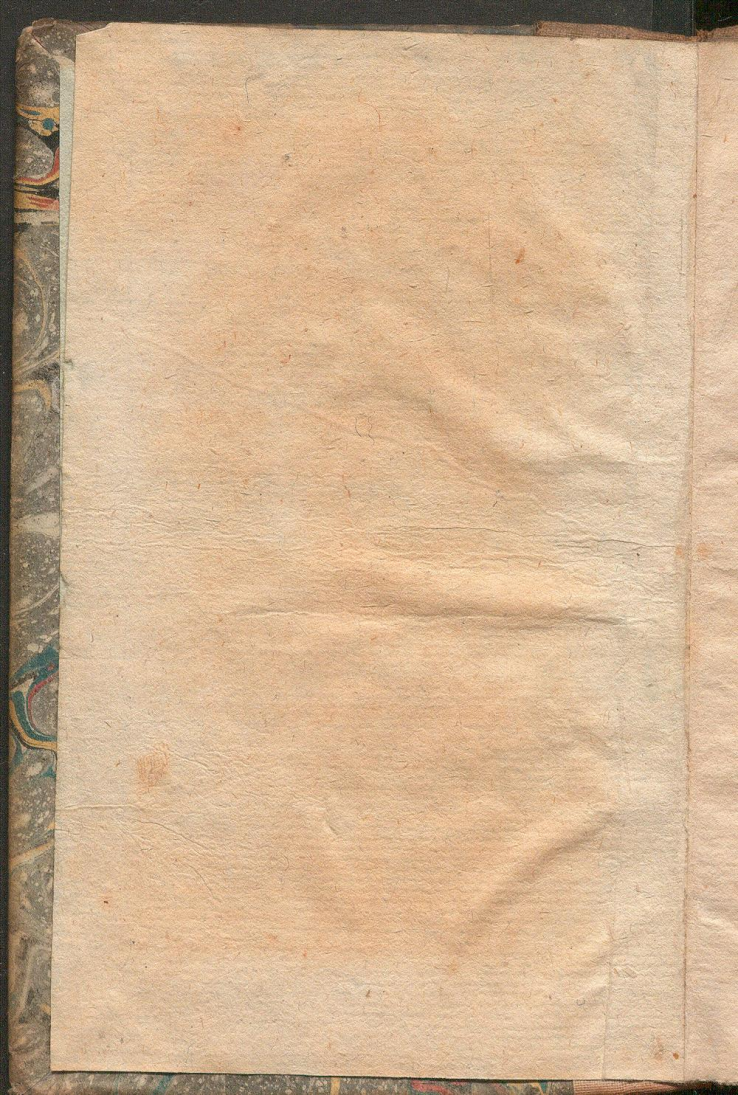
~~777~~

968.

970

999





146
A l w i n a.

E i n e R e i h e
unterhaltender Erzählungen

z u r

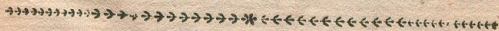
Bildung des Herzens und der Sitten, und
zur Beförderung häuslicher Tugenden.

F ü r T ö c h t e r.

V o n

Dr. **Felix Sternau.**

Zweytes Bändchen.



W i e n.

Mausberger's Druck und Verlag.

1811

Verzeichnis
der Bücher

aus dem Nachlass
des Herrn

Dr. J. J. ...



Erster Band

Verlag

1811

Verlag

Die
Feuersteine, Adeline im Kaufladen.

Adeline, die jetzt zwölf Jahre alt war, unterstützte schon ihre Mutter nach allen Kräften im Hauswesen und war ihr eine nicht geringe Hilfe. Besonders machte sie sich ein Vergnügen daraus, die meisten Einkäufe für die Familie zu besorgen. Sie ging nicht nur in die Kaufläden, um Bänder, Zwirn, Flor und was noch sonst zum Putz und zur Kleidung gehört, auszuwählen, sondern sie begleitete auch die Köchinn auf den Markt, und, zu nicht geringer Verwunderung der Aeltern, brachte sie alles, was sie kaufte, viel besser und wohlfeiler nach Hause, als die Mägde. Die Mutter meinte, dieß komme daher, weil Adeline keine Schwänzelpfennige mache, wie das Gesinde. Dieß war nun wohl ganz natürlich; aber das Mädchen handelte zugleich mit der größten Hartnäckigkeit, von welcher der Vater selbst einmahl Zeuge war.

Es kam nämlich ein armes Weib in das Haus und brachte Feuersteine und Wachholderbeeren zum Verkauf. Adeline ließ sich ihren

Kram zeigen, und handelte um Feuersteine, die eben damahls in der Küche fehlten. Das Weib wollte ihr für einen Kreuzer vier Stück geben; *A deline* aber verlangte sechs, vergeblich stellte die Verkäuferinn vor, wie weit sie gehen müsse, um solche Steine zu finden, und wie schwer sie fünf oder sechs Stunden weit daran zu tragen habe; *A deline* blieb dabey, daß sie sechs Steine bekommen müsse, und da das arme Weib nicht mehr geben konnte, ließ sie dieselbe ziehen. Doch die Verkäuferinn brauchte Geld, sie kam zurück, gab dem Fräulein seufzend die sechs Steine und empfing dafür ihren Kreuzer.

In diesem Augenblick trat der Vater, der in dem Nebenzimmer alles mit angehört hatte, herein, grüßte freundlich das Weib, ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und da er fand, daß sie blutarm sey und vier Kinder zu ernähren habe, schenkte er ihr zu ihrem Kreuzer noch einen halben Gulden.

Die Frau war außer sich vor Freude und suchte sogleich die schönsten und besten Steine aus ihrem Korbe zu einem Gegengeschenk für das Fräulein, auch versprach sie der gnädigen Frau, sobald die Beerenzeit kommen würde, einen Zeller voll der schönsten Erdbeeren zu bringen. Höchst vergnügt ging sie hierauf weiter.

»Meine liebe *A deline*,« sprach hierauf der Vater zu seinem Töchterchen, als sie allein waren, »ich bin nun Zeuge von deiner Kunst zu handeln gewesen. Dein Bestreben, so wohlfeil als möglich einzukaufen, verdient alles Lob;

eine gute Wirthschafterinn sucht zu sparen so viel sie kann, denn wenn nur jeden Tag ein Kreuzer weniger ausgegeben wird, so macht das am Ende des Jahres über sechs Gulden; nur am rechten Ort, meine Tochter, mußt du sparen lernen. Handle so viel du willst mit reichen Bauern, mit Juden, mit Kaufleuten, die dich übertheuern, sey aber nie zu genau gegen arme Leute, wie dieses Weib. Die zwey Feuersteine, die du ihr gleichsam abgedrungen hast, sind für uns ein Gewinn von höchstens zwey Pfennigen; wenn hingegen die arme Frau alle ihre Steine um diesen Preis geben müßte, so würde dieß ein sehr empfindlicher Verlust für sie seyn. Sich auf Kosten der Armen Nutzen zu schaffen ist immer hart und unedel; ganz unverzeihlich aber ist es, ihnen wehe zu thun ohne Gewinn davon zu haben. »

Adeline erkannte, daß sie Unrecht hatte, und versprach dem Vater, es mit armen Leuten nicht mehr so genau zu nehmen.

Ein anderes Mahl, als der Vater durch die Hauptstraße ging, glaubte er in einem Kaufladen Adeline's Stimme zu hören, auf welche eine starke Mannsstimme mit Heftigkeit antwortete. Er blieb einen Augenblick stehen, und da er sich überzeugt hatte, es sey Adeline, trat er hinein, und fragte mit der ihm eigenen Höflichkeit, ob vielleicht etwas Unangenehmes wegen seiner Tochter vorgefallen sey, denn es standen dem Mädchen die Thränen in den Augen. »Allerdings,« erwiederte der Kauf-

mann, Unangenehmes für das Fräulein und Unangenehmes für mich. Seit einer Stunde stehe ich hier und nehme ein Paket Waaren nach dem andern herunter, mache es auf, schlage es aus einander, vergleiche es mit andern, sehe nach den Preisen; aber in meinem ganzen Gewölbe ist dem Fräulein nichts gut und wohlfeil genug; sie setzt meine besten Waaren herab und verlangt sie um einen Preis, um den ich sie selbst nicht habe, und um welchen sie solche in keinem andern Laden in der ganzen Stadt bekommen wird. Dieß, mein verehrtester Herr Rath, macht mich verdrießlich. Ich sehe wohl ein, daß ich nach einem solchen Ausbruch meines Unmuthes einem andern von meinen Collegen werde die Ehre überlassen müssen, Ihr Haus mit Waaren zu bedienen; allein ich konnte mir nicht anders helfen. Fräulein *Adeline* weiß, mit welcher Geduld und Billigkeit ich sie bis jetzt immer behandelt habe; allein alles hat seine Gränzen.»

Der Vater konnte dem Kaufmanne nicht ganz Unrecht geben. Er suchte ihn zu besänftigen, und erkundigte sich, um was seine Tochter gehandelt habe. Da sich fand, daß der Unterschied zwischen seiner Forderung und ihrem Gebothe nur wenige Groschen betrug, so legte er sie zu und erhielt so das gute Vernehmen mit diesem Manne.

Adeline versicherte auf dem Rückwege, daß sie bey einem so groben Menschen nie wieder etwas kaufen würde; dem Vater aber wurde

es nicht schwer, sie zu überzeugen, daß sie zu weit gegangen sey und die Geduld des Mannes gemißbraucht habe. »Wenn nach einander, vom Morgen an, zwölf Kunden wie du in seinen Laden kämen,« sagte er, »wenn jeder seine Waaren durchmusterte und nichts kaufte, so würde der Tag vergehen, ohne daß der Mann einen Pfennig verdiente, und doch muß der Kaufmann von dem Gewinn an seinen Waaren leben.«

»Aber er muß nicht zu viel Gewinn haben wollen,« entgegnete *Adeline* empfindlich.

»Laß uns sehen,« sprach der Vater, »ob er uns wirklich übertheuert hat. Dort ist ein anderer Kaufladen, wir wollen hören, was dort dergleichen Waaren von derselben Güte kosten.« Sie gingen hinein und fanden sie noch theurer.

»Du siehst, meine liebe *Adeline*,« fuhr der Vater fort, als sie wieder auf der Straße waren, »daß du dem ersten Kaufmann ein unbilliges Geboth gethan hast. Wundere dich also nicht, daß er dir seine Waaren um einen solchen Preis nicht gelassen und dich zugleich nicht mit der gewohnten Artigkeit behandelt hat. Zur Entschädigung für die viele Mühe konnte er wenigstens einen kleinen Gewinn von dir erwarten, und du gönntest ihm gar keinen. Dieß war nicht recht. Man sagt im Sprichwort: leben und leben lassen. Kaufe so wohlfeil als möglich, nur nicht von armen Leuten, die in Noth sind, und auch dem Kaufmann laß einen billigen Gewinn an seinen Waaren. Nie muß die übrigens lobenswerthe Liebe zur Sparsamkeit in Ankauf-

ren oder Härte ausarten, gegen wen es auch sey, am wenigsten aber gegen Arme und gegen Menschen, die aus Noth verkaufen.«

Adeline befolgte dieß von jezt an, und suchte alles, was sie feuchte, um den billigsten zwar, nie aber um einen Spottpreis zu erlangen.

Flora's Handschuhe.

Flora hatte bey manchen Tugenden einen Fehler, der ihr viel Verdruß bey der Mutter und viele unangenehme Stunden machte. Ging sie in Gesellschaft, so ließ sie ihr Taschentuch, oder ihre Handschuhe, oder ihre Arbeit liegen; ging sie bey Regenwetter auf den Markt, so blieb öfters ihr Regenschirm stehen; ging sie in die Kirche, so vergaß sie ihr Gesangbuch, und auf solche Art gingen gar manche von ihren und der Aeltern Sachen verloren. Dadurch verursachte sie dem Vater vielen Schaden, sich selbst aber zog sie von der Mutter viele Verweise zu, die jedoch nur wenig fruchteten.

Ein Vorfall machte indeß doch das Fräulein aufmerkamer. Sie ließ nämlich einmahl, nach ihrer löblichen Gewohnheit, bey einem Spaziergange auf das Land ihre Handschuhe in der Wirthsstube liegen, wo sich bald nachher auch eine Menge junger Herren aus der Stadt einfanden. Zum Unglück waren diese Handschuhe voller Flecken und aufgetrennter Nähte.

Das Mädchen glaubte, zu einem Spazier-

gange auf das Land seyen sie gut genug, und bedachte nicht, daß bey einem jungen Mädchen jederzeit Alles rein seyn soll. Daß sie dieß nicht beachtete, hatte sie jetzt sehr zu bereuen.

Kaum bemerkte Flora unterwegs, daß ihr die Handschuhe fehlten, so schrie sie laut auf: »Ach Gott, ich habe meine Handschuhe vergessen,« und wurde dabey blutroth im Gesicht.

Ihre Freundinnen erbotben sich, mit ihr zurück zu gehen, allein sie wollte aus guten Gründen keinen Gebrauch von ihrer Dienstfertigkeit machen. Als Ursache führte sie an, daß sie schon zu weit von dem Dorfe entfernt seyen, und die Wirthinn als eine ehrliche Frau bekannt sey.

Indessen hatten die jungen Herren die Handschuhe gefunden und gemustert. Der Zustand, in dem sie dieselben sahen, gab Anlaß zu manchem Scherz. Sie warfen sich einen nach dem andern zu, steckten sie auf ihre Stöcke, machten ihre Bemerkungen darüber, und waren begierig, den Mahmen des nachlässigen Fräuleins zu erfahren, dem diese schmukigen Handschuhe gehörten. Sie glaubten, ein Schluß von dem Aussehen der Sache auf das Aussehen der Person könne nicht trügen, und hierin hatten sie auch nicht so ganz Unrecht; denn Flora nahm es wirklich nicht allzu strenge mit der Reinlichkeit, zumahl, wenn sie glaubte, es werde nicht bemerkt.

Als sie gegen Abend nach Hause gingen, erbotb sich die lustige Gesellschaft, die Handschuhe

mitzunehmen und an die Eigenthümerinn zurück zu geben. Die Wirthinn war es zufrieden.

Aber nicht Fräulein Flora, sondern eine von ihren Begleiterinnen hatten die muthwilligen Herren in Verdacht, darum machten sie sich das bosshafte Vergnügen, zuerst bey dieser anzufragen, ob die Handschuhe vielleicht ihr gehörten. Sie gab zur Antwort, nicht sie, sondern Fräulein Flora habe ihre Handschuhe vergessen. Sie wurden also zu Fräulein Flora gebracht, die aber für rathsam hielt, sie nicht als die ihrigen anzuerkennen. Allein umsonst; denn da Alle, die mit von der Gesellschaft gewesen waren, aussagten Fräulein Flora sey die Eigenthümerinn, so mußte sie selbige zu ihrer nicht geringen Beschämung zurücknehmen.

Kurze Zeit darauf kamen wieder einige von den Damen an denselben Vergnügungsort. Hier erfuhren sie erst von der Wirthinn, was für Muthwillen die jungen Herren mit den zurückgebliebenen Handschuhen getrieben und was für spöttische Bemerkungen sie darüber gemacht hatten. Alles, was sie von der geschwägigen Frau hörten, sagten sie der armen Flora wieder, die von jetzt an fast vor Scham verging, wenn sie zufällig einem von den Zeugen ihrer Schande begegnete.

Dieses Ereigniß hatte indessen für Flora das Gute, daß sie reinlicher wurde und achtsamer auf das war, was sie bey sich hatte. Da nun überdieß der Vater streng darauf hielt, daß sie Alles, was durch ihre Nachlässigkeit verloren

ging, von ihrem Gelde bezahlen mußte, so fiel in der Folge selten ein ähnlicher Fall vor, und endlich gewöhnte sie sich ihren Fehler ganz ab.

Emiliens Schuhe.

Flora's Handschuhe erinnern mich an Emiliens Schuhe. Dieses sehr niedliche Mädchen hatte eine andere Unart an sich, die sie sich, als sie noch Kind war, angewöhnte, und in der Folge nicht mehr ablegen konnte. Wenn sie nämlich zu Hause, ihrer Mutter gegenüber, am Tische saß und arbeitete, oder in der Schule saß und lernte, so streifte sie, meist ohne es zu wissen, die Schuhe ab und saß in bloßen Strümpfen. Diese üble Gewohnheit rührte von engen Schuhen her, die sie schon vor mehreren Jahren bekommen hatte, und von denen sie ein wenig gedrückt wurde. Um sich Erleichterung zu verschaffen, zog sie die Füße heraus, so oft sie saß, und eben so machte sie es in der Folge, wenn sie auch Schuhe bekam, die sie nicht drückten. Selbst wenn sie zum Besuch bey ihren Freundinnen war, sah man sie ohne Schuhe sitzen, und, pfuy der Schande! oft mit zerrissenen Strümpfen, denn Fräulein Emilie verschob gern das Ausbessern derselben, so wie überhaupt ihrer Kleidungsstücke, von einem Tage zum andern.

Die Mutter schwieg zwar nicht zu ihres Töchterchens Unart, allein ihre Ermahnungen waren umsonst.

Einmahl machte Emilie, die jetzt schon dreizehn Jahre alt war, mit andern Familien einen Spaziergang auf das Land. Es war noch zu kalt, als daß man im Freyen sitzen konnte, die Gesellschaft ging daher in die Wirthstube und nahm Platz an einigen Tischen. Kaum saß Emilie, so streifte sie wieder, ihrer Gewohnheit nach, die Schuhe ab. Ein junger Verwandter von ihr, der mit einigen guten Freunden in demselben Zimmer saß, und der sich gern ein Späßchen machte, nahm unvermerkt einen von den Schuhen auf, steckte ihn in seine Rocktasche und setzte sich ganz still wieder zu seiner Gesellschaft.

Nach dem Caffeh wurde von einigen Damen ein Spaziergang in den Garten vorgeschlagen. Emilie war sogleich dazu bereit; als sie aber aufstehen wollte, fehlte einer von ihren Schuhen. Sie suchte, ohne etwas zu sagen. »Haben Sie etwas fallen lassen?« fragte eine von den Damen. — »Nein, nichts.« — »Was fehlt Dir denn?« sagte Babet; »wir wollen Dir suchen helfen.« »Ach Gott,« antwortete Emilie leise, »ich habe nur einen Schuh an, und ich kann den andern nicht finden.«

Alle Stühle wurden nun gerückt, und es konnte nicht länger verschwiegen bleiben, was dem Fräulein fehlte. Emilie hätte vor Scham in die Erde sinken mögen; der Schalk aber, der den Schuh an sich genommen, sah dem allen still für sich lächelnd eine Zeit lang zu; endlich stand er mit allen seinen Freunden auf, um suchen zu

helfen, und er allein war der Glückliche, der den Schuh fand. Er brachte ihn dem beschämten Fräulein mit einem lauten Freudengeschrey und hielt ihn hoch in die Höhe. Doch hatte er nicht Muth, zu gestehen, daß es ein Schwank war, den er seiner Cousine gespielt hatte, denn es war auf ihre Kosten so viel gelacht und gespöttelet worden, daß sie ihm einen solchen Streich schwerlich vergeben haben würde.

Diese üble Gewohnheit war aber bey Emilien schon so tief eingewurzelt, daß dieser unangenehme Vorfall sie noch nicht von ihrem Fehler heilte. Erst einige Monathe später, da ihr bey einer andern Landparthie ein junger Pudel einen von ihren Schuben forttrug, und in einem Winkel, ehe sie es gewahr wurde, fast ganz zernagte, wurde sie aufmerksamer auf sich. Da sie sich auf dem Lande nicht anders helfen konnte, mußte sie in dem zerrissenen Schuhe, wo, zu Folge der vielen Löcher, der Strumpf deutlich zu sehen war, durch mehrere Straßen der Stadt gehen.

Eben so, wie mit dem Abstreifen der Schuhe, ist es mit andern übeln Gewohnheiten. Man legt sie schwer ab, wenn man sich nicht früh genug Mühe gibt, sich davon zu befreien, und setzt sich immer dem Gespötte und dem Gelächter der Welt aus.

Die Schwestern,

Agnes und Chatinka waren Schwestern. Die Natur hatte sie aber etwas ungleich mit ihren Gaben ausgestattet. Chatinka wurde allgemein als eines der schönsten Mädchen angesehen; Agnes hingegen konnte eher häßlich als schön genannt werden, besonders wenn sie neben ihrer Schwester stand, von der sie ganz verdunkelt wurde.

Chatinka hatte ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt. Sie wußte, daß sie hübsch sey, und that sich viel zu gute darauf. Man konnte ihr dieß eben nicht verargen, denn eine angenehme Gestalt ist ein wahrer vom Himmel ertheilter Empfehlungsbrief auf der Reise des Lebens. Die Welt schließt gern von einem schönen Körper auf eine schöne Seele, und wenn auch dieß nicht wäre, so findet schon an sich das Auge mehr Wohlgefallen an einem schönen als an einem häßlichen Menschen.

Agnes, die nur ein Jahr jünger war, als Chatinka, wünschte auch hübsch zu seyn. Ein eitles Mädchen, das sie zur Freundinn hatte, gab ihr den Rath, Schminke aufzulegen. Agnes that es; allein sobald die verständige Mutter es gewahr wurde, nahm sie ihr das Schminkekröpfchen und den Schminkepinsel weg. Agnes beschwerte sich mit Thränen darüber, und meinte, nichts sey unschuldiger, als bleiche Wangen mit ein wenig Roth etwas lebhafter zu machen. Die Mutter aber erwiederte: »Nein,

mein Kind, die gewöhnliche Schminke verschö-
nert nicht, sie macht vielmehr vor der Zeit häß-
lich. Sie ist wahres Gift für die Haut, denn
sie zerstört die natürliche Farbe der Wangen.
Ueberdies zeigt ein geschminktes Gesicht nicht
mehr die Gefühle des Herzens, und ist folglich
ohne Ausdruck. Ich will dir aber ein anderes
ganz unschädliches Verschönerungsmittel sagen:
wasche dich fleißig mit frischem Wasser, und nimm
statt Seife allenfalls Kleye, wodurch aller Schmutz
von der Haut gänzlich weggenommen wird; da-
bey reinige auch sorgfältig deine Zähne. Hüthe
dich vor zu vielen warmen und starken Geträn-
ken, wie Thee, Wein, Liqueurs, wodurch die
Haut verdorben wird, denn eine schöne reine
Haut gefällt nicht weniger als rothe Wangen.
Laß dir auch frühes Aufstehen, frische Luft und
mäßige Bewegung empfohlen seyn, damit dein
Blut erfrischt werde, und besser in Umlauf
komme.«

Agnès befolgte diesen Rath und befand
sich wohl dabey. Sie lernte auch noch eine andere
Art von Schönheit kennen, die ein Mädchen
sich noch leichter zu geben vermag als jene, näm-
lich die Anmuth, wodurch sogar die Häßlichkeit
gefallen kann. Jeder Blick, jede Bewegung, je-
des Wort kann durch Anmuth veredelt und verschö-
nert werden. Gewiß kennen meine lieben jungen
Leserinnen Personen, die, ohne hübsch zu seyn,
unwiderstehlich an sich ziehen. Ich wenigstens
könnte mehrere nennen, die allgemein gefallen;
man läßt in Gesellschaften die schönsten Mäd-

hen stehen und kommt zu ihnen. — Kann man sich aber durch Anmuth, wie durch Schminke, verschönern? Nein, auch Anmuth ist als Schminke ohne große Wirkung, wenn sie nicht zugleich von einem gebildeten Verstande und einem wohlwollenden Herzen begleitet ist, das sich in unsern Blicken, in unsern Mienen und Stellungen, in Stimme und Geberden ausspricht. Agnes war bemüht, nicht nur ihren Körper auf alle mögliche Art, sondern auch Geist und Herz zu bilden, und das Wohlwollen, das sie wirklich fühlte, auch in ihrem Außern sichtbar werden zu lassen. Sie stand und ging gerade, verneigte sich mit Anstand, sprach mit Bescheidenheit, erlaubte sich keine Worte, keine Stellung, die dem guten Geschmack zuwider war, und vermied alles, was unangenehm in die Augen fiel. Sie begegnete Jedermann mit Höflichkeit, Freundlichkeit, Gefälligkeit, war liebenswürdig gegen Jedermann und wurde bald allgemein geliebt. Besonders ließ sie sich auch die Ausbildung ihrer Sprache angelegen seyn, suchte ihr nicht nur in Gesellschaft, sondern auch in ihrem häuslichen Kreise, Reinheit, Richtigkeit, Zierlichkeit und Wohlklang zu geben, denn sie hatte bemerkt, daß eine reine und gut gesprochene Sprache allein schon hinreichend ist, Bewundrung und Wohlwollen zu erregen. Dabey vernachlässigte auch Agnes nie ihren Anzug, denn auch Kleidung und Putzdienen, wenn sie nicht in Ziererey ausarten und der gute Geschmack nicht verletzt wird, nicht nur zur Verschönerung des Außersich, sondern

auch um den Beyfall Anderer zu erwerben. Immer war daher ihr Anzug ganz ungekünstelt, und Ordnung und Reinlichkeit in Wäsche und Kleidung blieben stets ihre schönste Zierde, um so mehr, da sie dabey immer die strengste Sittlichkeit vor Augen hatte.

So gefiel die eine Schwester durch Schönheit, die andere durch Anmuth Agnes hatte aber ein glücklicheres Los als Chatinka, denn ihre Jugend war ruhig, heiter und genussreich. Gesucht von ihren Gespielinnen, geachtet und geschätzt von den Männern, geliebt von den Aeltern, war ihr allenthalben wohl; überall wurde sie gern gesehen, in allen Häusern kam man ihr mit Freundlichkeit entgegen.

Viel stürmischer und gefahrvoller waren die Jugendjahre ihrer Schwester. Kaum hatte die schöne Chatinka das jungfräuliche Alter erreicht, so wurde sie von Schmeichlern und jungen Becken aller Art umgeben, denn dergleichen Menschen werden von der Schönheit wie das Ungeziefer von der Sonne angelockt. Die Erhaltung des guten Nahmens der Tochter machte den Aeltern viele Sorgen. Froh waren sie daher, als sich ein anständiger Freyer für sie fand. Sie gaben ihm ihre Chatinka; aber die Ehe des jungen Paares war nicht glücklich. Auch als Gattinn wurde sie noch von Anbethern umringt; die Zärtlichkeit ihres Gemahles verwandelte sich in Eifersucht, die frühere Liebe in Unwillen und Zorn, woraus endlich die größte Gleichgiltigkeit entstand.

Agnes hingegen fand einen Gatten unter denjenigen Männern, die das Edlere in den Jungfrauen zu schätzen wissen. Ihre Ehe war eine der glücklichsten, und die wechselseitige Liebe beyder Gatten für einander blieb sich gleich bis zum Tode.

Die Lehrerswitwe.

Eine arme Lehrerswitwe lebte mit einer Tochter und zwey Söhnen kümmerlich von einer kleinen Pension, die sie zu beziehen hatte, und von ihrer Hände Arbeit. Aber sie setzte ihr Vertrauen auf Gott, und das frohe und zufriedene Herz, womit er sie beglückt hatte, blieb für sie ein großer Schatz.

Die Kost der kleinen Familie war einfach genug. Des Morgens eine Schale Milch und ein Stück Brot. Mittags Suppe und Gemüse ohne Fleisch, Abends Kartoffeln, und in der Zeit, wo es keine gab, Butterbrot. Niemand aber hätte es der Witwe Emmert mit ihren Kindern angesehen, daß sie sich so kümmerlich behalfen, denn stets waren sie sämmtlich sehr anständig gekleidet; nie sah man an ihnen schmutzige Wäsche, und in ihrem Stübchen standen zwey hübsche Commoden und ein Tisch von Kirschbaumholz, die der Mutter aus ihren bessern Zeiten geblieben waren, und die sie mit großer Sorgfalt ihrer Tochter zur Aussteuer aufbewahrte. Die Schubladen waren nicht leer;

sie lagen voll Wäsche, meist auch für die Tochter; die Mutter hatte sie selbst mit ihrer Marie gesponnen, gebleicht und genäht. Nirgends sah man auf dem Hausgeräthe Staub liegen; überall herrschte die größte Reinlichkeit, und wenn des Jahres einmahl ein Gast kam, so bemerkte man bey seiner Bewirthing keinen Mangel.

Wie sauer es aber der armen Frau wurde, sich so anständig mit ihrer Familie von einem so geringen Einkommen zu erhalten, das wußten nur Gott, ihre Kinder und sie. Man hörte sie aber deßhalb nie klagen; selbst das Schwerste that sie mit frohem Herzen und einem heiteren Gesicht.

Bis zum zwölften Jahre besuchten ihre Kinder die Dorfschule, und wurden da im Lesen, Schreiben und Rechnen sehr gut unterrichtet. Nun wünschte aber der ältere Sohn zu studiren. Die Mutter machte ihm triftige Vorstellungen, denn wie wollte sie ihn so viele Jahre hindurch auf dem Gymnasium und auf der Universität erhalten? Allein er meinte, der Himmel würde auch hier sorgen, und ihm helfen, wie er so vielen Kindern unbemittelter Aeltern hilft. Und siehe da, Gott half wirklich. Joseph — so heiß der Sohn — hatte das Glück, am Gymnasium in den Singe-Chor aufgenommen zu werden, und deßhalb einen Freytisch und Kleidung zu erhalten. Und was brauchte er mehr? Geld zu seinen kleinen Ausgaben verdiente er sich durch Unterricht, den er in der

Stadt bey einigen Familien im Lesen und Schreiben ertheilte. Eben so brachte er sich auch auf der Universität fort, wo er überdies noch so glücklich war, ein Stipendium zu erhalten.

Gern hätte die gute Mutter des zweyten Sohnes bescheidenen Wunsch erfüllt, der ein Kaufmann werden wollte. Allein es war schwer, einen Lehrherrn für ihn zu finden, denn alle Handlungsherren, die Lehrlinge brauchten, verlangten ein bedeutendes Lehr- und Kostgeld, das die arme Frau nicht aufbringen konnte. So mußte sie denn sehen, daß immer die Söhne reicher Aeltern ihrem Edmund vorgezogen wurden. Sie verlor aber darum die Hoffnung nicht, auch diesen Sohn zu versorgen.

Da Edmund von keinem Kaufmanne unentgeltlich aufgenommen wurde, so entschloß er sich, bey einem Goldarbeiter in die Lehre zu treten, denn er hatte zu dieser Kunst eine besondere Vorliebe. Auch glaubte er, dazu gute Anlagen zu haben, und sie fanden sich wirklich. Alles ging ihm leicht von der Hand, und in Zeit von vier Jahren — so lange dauerte seine Lehrzeit — bildete er sich zu einem recht wackern Künstler.

Er blieb jetzt noch einige Jahre als Gehülfe bey seinem Lehrherrn, und ersparte sich einige hundert Thaler, ob er gleich, dem Antriebe seines guten Herzens folgend, einen Theil seines Verdienstes seiner Mutter schickte. Der Gedanke, der erste unter seinen Geschwistern zu seyn, der im Stande war, etwas zu ihrer Un-

terstützung zu thun, machte ihn ganz stolz, und ihr Dank that seinem Herzen so wohl, daß er immer mit größter Ungeduld den Briefen entgegen sah, in denen sie ihm den Empfang seiner Geschenke anzeigte.

Bald fand aber Edmund in seinem dermaligen Stande etwas Drückendes. Er sah sich nämlich von den bessern Gesellschaften ausgeschlossen, an denen er doch auch, seiner Geburt und erlangten Bildung wegen, glaubte, Theil nehmen zu können. In Häusern, wo reiche Kaufleute, Gelehrte, Maler, Tonkünstler sich versammelten, fand er als bloßer Goldarbeitergehilfe keinen Zutritt. Diese Art von Zurücksetzung that ihm wehe, und zwar um so mehr, da er auf diesem Wege kein Mittel sah, sich empor zu arbeiten. Ging es ja selbst seinem ehemahligen Lehrherrn, als Meister in seiner Kunst, nicht besser. Deshalb faßte er seinen früheren Vorsatz, sich der Handlung zu widmen, wieder auf, und traute sich auch Kraft und Standhaftigkeit genug zu, ihn auszuführen.

Von nun an arbeitete er nur noch die eine Hälfte des Tages in seiner Kunst, die andere wurde der Vorbereitung zu dem neuen Stande, den er sich ausersehen hatte, gewidmet. Er nahm Unterricht im Rechnen, im Buchhalten und allen kaufmännischen Wissenschaften.

Ein Freund von ihm, der sich als Handlungsgehilfe in Paris befand, hatte ihm Hoffnung gemacht, ihn unentgeltlich und bloß unter der Bedingung, daß er sich selbst beköstigen sollte,

in; einem guten deutschen Handlungs Hause unterzubringen, wo er sich dann vollends zu diesem Geschäfte ausbilden könne. Dieß war alles, was Edmund wünschte, und da sein Freund Wort hielt, so reiste er nach Paris und trat seine Stelle an. In einem Jahre war er schon ganz bewandert in allen Geschäften des Hauses, das einen ausgebreiteten Wechselhandel trieb.

Derselbe Freund verschaffte ihm später einen Platz in einem andern Hause, wo sein rastloser Fleiß schon durch einen jährlichen Gehalt von fünfzehnhundert Francs und dem Versprechen einer jährlichen Zulage von fünfhundert Francs belohnt wurde. Dieß Einkommen war zwar für das theure Paris nicht sehr bedeutend, aber doch ansehnlich genug für das erste Jahr.

Mutter Emmert hatte von ihres Sohnes Standesveränderung kein Wort erfahren. Nur daß er sich jetzt in Paris aufhalte, hatte er ihr geschrieben. Edmund wollte ihr nicht unnöthige Unruhe machen. Wäre die Ausführung seines Plans nicht gelungen, so hätte er ganz davon geschwiegen; hatte er aber den erwünschten Erfolg, so wußte er, daß frohe Nachrichten zu jeder Zeit gern gehört werden. Dieß war auch hier der Fall.

Einst, da die Mutter mit Marien in ihrer stiller ländlichen Wohnung am Nähtisch beim Fenster saß, hörten sie einen Postknecht lustig das Dorf herauf blasen, und bald darauf rollte ein zierlicher, mit drey muntern Pferden

bespannter Wagen ihrem Hause zu, und hielt, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, vor der Thür.

Schnell wie der Blitz waren beyde Köpfe am Fenster, und mit einem lauten Schrey der Freude und des Erstaunens sahen sie ihren Edmund, den Sohn, den Bruder, den sie seit acht Jahren nicht mehr gesehen hatten, aus dem Wagen springen.

Raum behielt die Mutter Kraft genug, ihm entgegen zu eilen; Schwester Marie hing schon an seinem Halse und weinte mehr als sie sprach. Welche Ueberraschung! Zu welcher glücklichen Stunde und unter welchen glücklichen Umständen führte ihnen der gütige Himmel so unerwartet ihren Edmund zu! Tausend Fragen drängten sich, und der liebe Gast hatte nicht Zeit, sie alle zu beantworten.

Wie staunten Mutter und Schwester, als sie vernahmen, was für Veränderungen, in Hinsicht seines Standes und seiner Lage, mit ihm vorgegangen waren. Aber welches glückliche Ereigniß führte ihn denn heute so unversehens in ihre Arme? Eine bloße Geschäftsreise. Sein Haus hatte eine bare Geldlieferung von einer Million in Gold an die russische Regierung in Petersburg zu machen, und ihn hatte das Zutrauen seines Herrn zu dieser wichtigen und ehrenvollen Reise ausersehen.

Welch ein seliger Abend wurde nun verplaudert! Indem Edmund seinen Koffer auspackte, kamen ihm zuerst die Geschenke unter die Jugend-Bibliothek. 6. Bd.

Hand, die er für Mutter, Schwester und Bruder mitgebracht hatte. Die niedrigsten Pariser Schuhe und Handschuhe, geschmackvoller Zeug zu Kleidern, taffetne Ueberröcke, alles so einfach als möglich, aber immer noch zu prächtig für bescheidene Landbewohner. Für den Bruder fand sich eine goldene Uhr; für die Mutter noch insbesondere eine Rolle Louisd'ors, die allen ihren Sorgen auf lange Zeit ein Ende machten. Edmund hatte von seinem Prinzipal die Erlaubniß erhalten, nebenbey für seine eigene Rechnung kleine Geldgeschäfte zu machen, die oft sehr glücklich ausfielen, und ihn in Stand setzten, Mutter und Geschwister mit so reichen Geschenken zu erfreuen.

So verlebten die Glücklichen zwey schöne Tage mit einander. Am dritten mußte Edmund seine Reise fortsetzen, ohne den Bruder gesehen zu haben, dessen Aufenthalt zu weit von seinem Wege entfernt war. Auch auf der Rückreise sah er ihn nicht, denn seine Geschäfte nöthigten ihn, über Hamburg und Amsterdam zu gehen.

Mutter Emmert fühlte sich ungemein glücklich, seitdem sie wußte, was für eine neue rühmliche Bahn sich ihr Edmund gebrochen hatte. Mit freudestrahlenden Augen verkündete sie ihr Bonnegefühl allen ihren Freunden und Bekannten, und alle gönnten ihr herzlich, was ihr Gutes widerfuhr. Edmunds guter Kopf, seine rastlose Thätigkeit, sein treffliches Herz ließen sie nicht zweifeln, daß er es in der Welt noch weiter bringen, und die Hauptstütze seiner Fami-

sie werden würde. Ihre Hoffnungen wurden noch viel früher und schöner erfüllt, als sie dachte.

Edmund hatte das Glück, durch seine schöne Gestalt, seinen Geist, sein artiges Benehmen der lieblichen Tochter seines Prinzipals ebenso sehr zu gefallen, als dem Vater durch seine Thätigkeit, seinen Geschäftssinn, seine Brauchbarkeit. Auch sie war ihm vom ersten Augenblick, da er sie sah, nicht gleichgiltig; allein die große Verschiedenheit ihrer Glücksumstände erlaubte ihm nicht, seine Augen bis zu ihr zu erheben, er verschloß also seine Gefühle tief in sein Herz und schwieg. Therese — dieß war ihr Name — schien aber doch an seinen Blicken und andern Merkmalen zu errathen, was in seinem Innern vorging. Unverhohlen gestand sie daher dem guten Vater, der ihr ganzes kindliches Vertrauen besaß, daß sie sich einen Gemahl wie Edmund wünsche.

Der Vater schien hierüber nicht wenig erstaunt. »Einen Gemahl wie Edmund, das heißt wohl nichts anders als Edmund selbst. Siehe Tochter, dein glühendes Gesicht wird an dir zum Verräther. Aber bedenkst du denn auch wohl, daß Edmund der Sohn einer armen Lehrerswitwe und dein Vater ein Millionär ist?«

»O wir wollen die arme Mutter reich machen,« sagte Therese, indem sie sich an des Vaters Hals warf, »mein guter Vater ist reich genug für uns alle.«

»Aber, liebe Therese, glaubst du denn,

ein so hübscher junger Mann wie E d m u n d habe nicht längst schon ein Liebchen? Armes Kind, du kommst gewiß viel zu spät; ich sage dir vorher, sein Herz ist nicht mehr frey.«

Dieser Einwand des Vaters schreckte die arme Theresese weit mehr als E d m u n d s Ar-
muth, und sie wußte nicht recht, was sie darauf ant-
worten sollte. Doch glaubte sie noch nichts bemerkt
zu haben, was eine solche Vermuthung begründen
könne.

»Tochter,« fuhr der Vater fort, »ein solcher
Schritt ist zu wichtig, als daß wir uns damit
übereilen dürften. Laß mir Zeit. Du hast wohl
gethan, mich zu deinem Vertrauten zu machen;
jetzt, da ich die geheimen Wünsche deines Her-
zens kenne, soll alles gut gehen, wenn E d m u n d
dir mit Liebe entgegen kommt.

Den Sonntag darauf benutzte Vater
H i r s c h f e l d einen Spaziergang mit E d m u n d,
ihn auszuforschen. Er sprach mit ihm von sei-
ner Zukunft. »Sie müssen suchen,« sagte er, »in
eine reiche Familie zu heirathen; an ein armes
Mädchen dürfen Sie nicht denken, denn ein Ban-
quier ohne Geld, ist wie ein Schuster ohne Leder.«

»Und doch wollte ich lieber ein armer Schu-
ster seyn,« entgegnete E d m u n d, »als mich wi-
der meine Neigung verheirathen.«

»Was, wenn Ihnen Herr D e n i s eine von
seinen Töchtern mit einem Brautshaß von einer
halben Million anböthe, so würden Sie dieselbe
ausschlagen?«

»Ich würde sie ausschlagen.«

»Und wenn Ihnen Herr Huet seine Tochter mit einer Million geben wollte, auch dann?«

»Auch dann.«

»O weh, da wäre ich übel angekommen,« fuhr Herr Hirschfeld scherzend fort, »ich hatte im Sinn, Ihnen die Hand meiner Theresen anzubieten, und Sie zu meinem Handlungsge nossen zu machen; so aber ist es nichts.«

»O Gott, was sagen Sie!« rief Edmund, seine Hand ergreifend, »geben Sie mir Theresen, und behalten Sie all' Ihr Gold; ich will gern Ihr bloßer Handlungsgehilfe bleiben.«

Herr Hirschfeld blieb stehen. »Wie, Sie lieben also meine Theresen?«

»Sie haben mir ja mein Geheimniß ent rissen; ob ich sie liebe? welche Frage!«

»Nun wenn die Sache so ist,« sagte der Vater, »so lassen Sie uns nach Hause gehen, daß ich Sie Ihrer Braut vorstelle. Hier haben Sie meine Hand; Sie sind von nun an der Mitbesitzer meiner Handlung und der Bräutigam meiner Tochter. Lieben Sie mich, braver junger Mann, als Vater, wie ich weiß, daß Sie Ihre würdige Mutter lieben.«

Zu Hause legte der Vater die Hände seiner Kinder in einander. Schon unterwegs hatte er dem glücklichen Edmund gesagt, wie Theresen gegen ihn gesinnt sey. Welche Seligkeit, als ihr Mund und ihre Blicke es ihm bestätigten.

Edmunds erstes Geschäft war nun, der Mutter sein Glück zu berichten. Die ganze

Familie war jetzt geborgen. Die Mutter erhielt von dem dankbaren Sohn einen reichlichen Jahrgelalt, die Schwester eine reiche Aussteuer, der Bruder Wechsel zur Fortsetzung seiner Studien. Dieß alles brachte ihnen Edmund selbst. Bald nach seiner Trauung bestieg er mit seiner jungen Frau den Reisewagen und eilte mit ihr nach Deutschland, voll Ungeduld, sie seinen theuren Angehörigen vorzustellen. Wie sie aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken. Durch Edmunds Freygebigkeit wurde die Mutter in Stand gesetzt, ihre lieben Gäste auf das beste zu bewirtheten; auch der Bruder wurde nach Hause gerufen, und so verlebte die ganze Familie, zur theilnehmenden Freude aller Nachbarn, vierzehntägige Tage.

Mutter Emmert sollte nun dem dankbaren Sohne — so wünschte er es — nach Paris folgen und mit der Schwester ihre übrigen Tage in seinem Hause verleben; sie war aber nicht zu bewegen, ihr Vaterland zu verlassen, und ihre stille ländliche Wohnung mit dem Aufenthalt in einer großen geräuschvollen Stadt zu vertauschen. Sie wollte nicht in einer Welt leben, für die sie nicht paßte, sondern lieber sich mit Edmunds seltenen Besuchen in der Heimath begnügen.

Nach drey Jahren erlangte ihr älterer Sohn Joseph ein Amt, das ihn anständig nährte. Er wählte sich eine lebenswürdige Gattinn, durch die er nicht minder glücklich wurde, als Edmund durch seine Therese. Schon früher

war Maria die Frau eines wackern Beamten geworden. Die Mutter aber blieb für sich, und brachte einen Theil des Jahres bald bey dem einen, bald bey dem andern ihrer Kinder hin.

Alle lebten zufrieden, und des Himmels Segen ruhete sichtbar auf dieser Familie.

Caroline, oder die Virtuofinn.

Caroline, die Tochter eines reichen Kaufmannes, war von der Natur mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet, und der Vater scheute keine Kosten, sie von den geschicktesten Meistern ausbilden zu lassen. Bald ließ sich aber die kleine Person, von dem Lobe, das ihr überall zu Theil wurde, den Kopf verrücken und fing an, auf ihre Talente eitel zu werden. Noch war sie nicht zwölf Jahre alt und schon hielt sie sich für eine Virtuofinn auf dem Fortepiano und im Gesang. Allein wie weit war sie noch davon entfernt! Das Nörren wußte, daß sie die Tochter eines sehr reichen Mannes sey, und wurde nachlässig; ihre Lehrer wußten es auch, und waren zu nachsichtig; eine kleine Anstrengung ermüdete das Fräulein sogleich; öftere Wiederholung erregte bey ihr Ekel und Langeweile; sie lernte daher nichts gründlich und vollkommen gut. Nichts desto weniger hörte sie von allen Seiten ihr Lob. Ihre liebliche Gestalt, der Reichthum ihres Vaters, der Ruf ihrer Lehrer, dieß alles verleitete die Freunde vom Hause,

dem Mädchen Schmeicheleyen zu sagen, die sie für reine Wahrheit annahm. So wurde ihr Herz früh schon mit einem Stolz und einer Eitelkeit erfüllt, welche die verständige Mutter, welche die Tochter von diesem häßlichen Fehler, der die schönsten Eigenschaften in Schatten stellt, zu heilen, und es gelang ihr.

Caroline war nicht allein stolz auf ihre Fertigkeiten in Gesang und Saitenspiel, sondern auch in der Tanz- und Zeichenkunst. In keiner dieser Künste hatte sie sich jedoch über das Mittelmäßige erhoben. Sie wußte allenfalls genug zu einem angenehmen Zeitvertreib für sich, ihren künftigen Mann und die Freunde des Hauses; aber nicht genug, um damit in Gesellschaften zu glänzen und sich öffentlich hören und sehen zu lassen.

Um das Mädchen von ihrem Dünkel zu heilen und zur Selbsterkenntniß zu bringen, veranstaltete die Mutter einst eine musikalische Abendunterhaltung und lud dazu mehrere junge Personen von Carolinens Alter, aber nur solche, die stärker in der Musik waren. Auch viele andere Freunde und die Aeltern der Spielenden wurden dazu eingeladen.

Caroline wurde jedoch durch die besseren Spielerinnen nichts weniger als gedemüthigt; im Gegentheil, sie erntete in vollem Maße Lob und Beyfall ein; alle Hände klatschten, wenn sie sang und spielte. Niemand war vergnügter als sie; sie glaubte jetzt, mehr als

jemahls, eine wahre Virtuossinn zu seyn; wenigstens schienen ihr Spiel und Gesang viel besser, als der Gesang und das Spiel Anderer, zu gefallen.

»Ach wie sehr danke ich Dir, Mütterchen,« so sprach sie, als sie wieder mit der Mutter allein war, »wie sehr danke ich Dir für den vergnügten Abend, den Du mir gemacht hast. Seit langer Zeit war ich nicht so fröhlich. Die Mädchen waren aber auch alle so artig gegen mich und spielten so gut.«

»Sie haben dir also gefallen? Glaubst du denn aber, sie seyen eben so stark wie du?«

»Ja, ich glaube es.«

»Man lobte aber doch keine so sehr, und klatschte keiner so viel Beyfall, wie dir. Woher mag das wohl kommen?«

»Ich muß also doch besser gefallen haben,« (mit einem wohlgefälligen Nächeln).

»Vielleicht auch, weil das Concert bey mir gegeben wurde und du die Tochter vom Hause bist. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Ernestinens Arie sehr wohl gefiel. Einige Herren sagten in meiner Nähe so laut, daß ich es hörte: Allerliebste, in der That allerliebste! Was für eine volle und reine Stimme, mit welcher Fertigkeit und Sicherheit sie die schwersten Stellen durchführt. — Und doch hat man dir mehr Beyfall als ihr zugeklatscht.«

»Ach Gott, wenn man mich laut und sie leise gelobt hätte!«

Die Mutter brach hier das Gespräch ab und redete von gleichgiltigen Dingen.

Bald darauf wurde in einem andern Hause eine musikalische Abend-Unterhaltung gegeben und Caroline mit ihrer Mutter dazu eingeladen. Auf die Musik sollte ein Ball folgen.

Carolinchen studirte sogleich ein Quartett und eine der neuesten und schönsten Opernarien ein, und zwar dieses Mal mit weit größerem Fleiße als gewöhnlich, weil sie Ehre damit einzulegen hoffte. Ihr Lehrer schien dieß Mal besonders mit ihr zufrieden, und sie freute sich schon wieder auf den rauschenden Beyfall, mit dem ihr Spiel und ihr Gesang würden aufgenommen werden. Dieß Mal fand sie sich aber in ihrer Erwartung sehr getäuscht.

Der denkwürdige Abend kam. Caroline trat auf und suchte sich selbst zu übertreffen; aber alle Zuhörer blieben kalt und stumm. Nur für Netchen, die Tochter des Hauses, schienen sie Ohren und Hände zu haben; alles, was sie spielte und sang, wurde gelobt und beklatscht.

Caroline, deren gelungenste Stellen kaum bemerkt worden waren, kam mit Thränen in den Augen an die Seite der Mutter zurück und klagte über heftige Kopfschmerzen. Dringend bath sie die Mutter, sie nach Hause zu führen; aber der Wagen sollte sie erst um zehn Uhr abholen; was war also zu machen? Die Mutter vertröstete sie auf den Ball, und hoffte, sie werde bey dem Tanze das Kopfweh vergessen;

allein Caroline wollte durchaus nicht länger bleiben.

Ein Freund ihres Hauses, der ihr Gespräch mit angehört hatte, erboth sich, sie in seinem eigenen Wagen nach Hause zu bringen, und sein Vorschlag wurde sogleich angenommen. Sie schlichen sich also unbemerkt aus der Gesellschaft.

Kaum saßen sie im Wagen, so dankte der Mutter ihr gefälliger Begleiter auf das wärmste, daß sie ihm Gelegenheit verschafft habe, sich aus dieser langweiligen Gesellschaft zu entfernen. »Bloß aus Achtung für den Herrn und die Frau vom Hause, bey denen ich heute Mittags gespeist habe, bin ich hingegangen,« sagte er, »sonst hätte mich nichts auf der Welt hingebracht, denn ich mußte das gute Nettchen schon so oft hören, daß mir durch ihre, gar nicht selten vorkommenden, falschen Töne die Gehörnerven ganz stumpf geworden sind.«

»Sie haben sich ja aber fast die Hände wund geklatscht,« entgegnete lachend Frau Westenrieder.

»Das Klatschen kostet nichts; es läßt sich ja die höfliche Einladung der Aeltern nicht besser und wohlfeiler erkennen. Sie sind ganz verliebt in ihr Töchterchen; warum sollte man ihnen also nicht gern diese Freude machen. Zu dergleichen musikalischen Unterhaltungen sollte man aber nie jemand Anderes als Kinder, oder solche Personen einladen, die von guter Musik gar nichts verstehen. Ich kann offenherzig mit ihnen sprechen, meine verehrte Freundin. Sie haben, als

eine verständige Frau, Ihrer Fräulein Tochter nicht mehr lehren lassen, als was sie zu ihrem eignen und Andrer Vergnügen bedarf und was jedes gebildete Frauenzimmer wissen muß, und verlangten gewiß nicht, einer von diesen Spielerinnen und Sängern den Preis durch Fräulein Carolinen streitig zu machen. Dafür lobe ich Sie. Ich fürchte mich vor nichts mehr, als vor halb ausgelernten Künstlern, und die Welt wimmelt davon. Wer gute Musik hören will, der gehe in das Concert oder in die Oper; so mache ich's, und so finde ich für mein Geld immer einen genussreichen Abend.«

Eben war der Freund mit seiner erbaulichen Rede zu Ende, als der Wagen vor dem Westenrieder'schen Hause hielt.

Kaum war Caroline mit der Mutter im Zimmer, so fiel sie ihr um den Hals: »Ach,« rief sie, »Mutter, was habe ich gehört, was habe ich gelernt! O wie ist es dem armen Netchen, wie ist es uns allen ergangen! Wie undankbar das Beste, was wir geben konnten, aufgenommen worden ist! Nein, nie soll man mich mehr in einem Concert spielen hören! Wenn es wahr ist, daß ich mir auf meine geringen Kunstfertigkeiten zu viel einbildete, so bin ich jetzt gewiß von meiner Eitelkeit recht gründlich geheilt.«

Dieß wollte die Mutter; ihr Zweck war erreicht.

Hochmuth kommt vor dem Falle.

Bernhard Elsenbach, der Sohn eines armen Tuchscherers, lernte die Handlung, heirathete die Tochter eines Krämers, machte glückliche Geschäfte und kam in der Folge zu großem Vermögen.

In den ersten Zeiten seiner Ehe lebte er in einem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten ganz in der Stille mit seiner Familie. Die Söhne wurden zu seinen Geschäften angehalten; die Töchter verlebten ihre Jugend im Umgange mit anderen Mädchen ihres Standes. Ihr Anzug war einfach, wie ihr Tisch und ihr ganzes Haus. Die Mutter bewies sich freundlich und freygebig gegen die kleinen Gespielerinnen ihrer beyden Töchter; immer hatte sie Kuchen, Obst oder sonst etwas Gutes für sie in Bereitschaft, darum gingen sie gern in ihr Haus; mehr als alles aber freute sie das Wohlwollen, mit dem sie aufgenommen wurden, die Freyheit, die man ihnen ließ, und die Reinlichkeit und Ordnung, die in den einfach, aber geschmackvoll möblirten Zimmern herrschte.

Bald aber gewann das Haus ein ganz anderes Ansehen. Es wurde vergrößert, verschönert und viel stattlicher als zuvor eingerichtet. An die Stelle der einfachen Meubeln von Kirschbaumholz trat das prächtigste Geräth von Mahagoni. Die Fußböden wurden getäfelt und mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit noch prächtiger Jugend = Bibliothek. 6. Bd.

tigeren Tapeten und den schönsten hohen Spiegeln verziert; an den Thüren waren Vergoldungen angebracht, von der Decke hingen Kristallene Kronleuchter herab. In den neuerbauten Stallungen standen vier muthige Kappen und in dem Wagenschuppen zwey prächtige Wagen. Kurz alles wurde fürstlich eingerichtet.

Eben so auffallend änderte sich die Kleidung, der Schmuck, das Betragen der Dame und der Töchter vom Hause. Sie erschienen in einem Glanze, den sich kaum Gräfinnen erlauben. Jedermann konnte leicht daraus abnehmen, daß sich Herr Bernhard Eisenbach durch den Handel plötzlich ungemein bereichert haben müsse. Manche billigten den großen Aufwand, den er machte, und fanden es ganz recht, daß er mit den Seinigen zu genießen suche, was Gott ihm gegeben habe; andere schüttelten den Kopf und sagten: »Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle.«

Mit der Frau und den Töchtern vom Hause waren ihre bisherigen Bekannten am wenigsten zufrieden. So wie die bisherigen Kleider und Meubeln, schienen ihnen auch ihre bisherigen Freunde und Freundinnen nicht mehr gut genug. Alle, deren Fuß nicht zu dem ibrigen paßte, wurden von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen. Viele schienen sie kaum noch zu kennen, und rauschten auf Bällen in ihren kostbaren seidenen Kleidern an ihnen vorüber, ohne sie zu bemerken, oder sie erwiederten ihre Grüße mit einem gnädigen Kopfnicken, oder sie wurden,

in ihrem Staatswagen sitzend, dieselben auf der Straße kaum gewahr.

Einst da die Fräuleins zu spät in ein Concert kamen, hatten zwey ihrer ehemahligen Freundinnen die Gefälligkeit, ihnen den ersten Platz einzuräumen. »Bleibt, bleibt!« antwortete ihnen die Aeltere, »dort unten sind noch Stühle leer; wir sitzen überall auf dem ersten Platz.«

Solche Reden verwundeten tief ihre ehemahligen Bekannten, die sich nun eben so geflissentlich von den übermüthigen Fräuleins zurückzogen, als diese von ihnen. Dieß war nun aber doch nicht recht nach dem Sinne der Fräuleins, denn wenn ihre neuen vornehmen Freundinnen nicht zugegen waren, so standen sie allein, und spielten eine ganz klägliche Rolle. Als für den Augenblick gut genug hätten sie wohl die alten Bekannten beybehalten mögen; aber keine wollte sich zu einem Gut genug hergeben. Sie hatten unter einander beschloffen, ihnen zu zeigen, daß sie dieselben wenigstens eben so leicht entbehren könnten, als sie von ihnen entbehrt würden. »Was haben wir nöthig, diesen Stolzen den Hof zu machen,« sagten sie; »wir erhalten nichts von ihnen und erwarten nichts von ihnen. Lassen wir sie also mit ihrem Hochmuth allein; es wird sich wohl bald zeigen, welcher Theil den andern am leichtesten entbehren kann.«

So entstand also eine förmliche Trennung. Keine der Mädchen kam mehr in das Elsenbachische Haus, wo sie sich einst so wohl ge-

fallen hatten, in dem ihnen aber jetzt alles zuwider war.

So verflossen drey Jahre, als sich schnell die Nachricht verbreitete, Herr Bernhard Eisenbach habe einen großen Bankerott gemacht.

Die Sache war nur allzugewiß. Herr Eisenbach konnte seine Gläubiger nicht mehr bezahlen. Er wollte mit ihnen unterhandeln, und both ihnen statt hundert Thaler zwanzig. Auf solche Art hat sich schon mancher unglückliche Kaufmann gerettet, und mancher Schelm ist durch seinen Bankerott reicher geworden als zuvor. Wenn aber die Gläubiger, die am meisten bey der Sache betheilt sind, einen solchen Vertrag nicht eingehen wollen, so wird das ganze noch übrige Vermögen des Schuldners in Beschlag genommen, zu Geld gemacht, und unter jene vertheilt.

Dies war zum Unglück der Fall auch hier. Ein harter Gläubiger, dem Herr Eisenbach eine ungeheure Summe schuldig war, wollte sich durchaus auf keine Abfindung einlassen. Er hatte mit großem Mißfallen vernommen, wie unglaublich viel Geld der Mann in sein Haus verbaut, auf Pferde, Wagen und andere unnütze Dinge verwendet habe, und mit welcher Verschwendung er seit drey Jahren lebe. Am meisten aber war er darüber aufgebracht, daß Eisenbach ihn mit einem falschen Wechsel hatte hintergehen wollen. Er gab daher, in Uebereinstimmung mit einigen andern Gläubigern, seinem Anwalt die

Weisung, keinem Vorschlage des Schuldners Gehör zu geben, sondern ihn als einen Betrüger anzuklagen und auf ganz vollständige Befriedigung zu dringen.

Die Folge davon war, daß alle Zimmer und Schränke in Eisenbachs Hause versiegelt, er selbst aber in Arrest gebracht wurde. Der Frau und den Kindern wurden nur die nothdürftigsten Kleidungsstücke und etwas Wäsche gelassen.

So war denn schnell die ganze Familie von ihrer bisherigen Höhe viel tiefer als sie vorher stand, herabgesunken. Die Pferde, die Wagen, das ganze prächtig ausgeschmückte Haus mit allem, was es enthielt, wurde zum Besten der Gläubiger verkauft. Von allen diesen Herrlichkeiten blieb nun den ehemahligen Bewohnern kaum das Nothdürftigste. Mutter und Töchter mußten ein kleines Stübchen in einer entlegenen Gegend der Stadt beziehen, die Söhne ihr Unterkommen als Lehrlinge in anderen Handlungen suchen.

Der Vater wurde, wegen des falschen Wechsels, auf vier Jahre zum Arbeitshause verurtheilt, und konnte also nichts für die Seinigen thun. Ihre bisherigen vornehmen Freundinnen zogen sich zurück und schämten sich, Umgang mit den Töchtern eines Mannes zu haben, der seine verlorne Ehre unter Züchtlingen beseufzte. Die ehemahligen, mit Geringschätzung behandelten Gespielinnen gedachten ihrer jetzt auch nicht, oder scheuten sich, sie zu unterstützen, weil jede Unterstützung als eine Demüthigung angesehen

werden konnte. So wurde der Zustand der so tief gefallenen Familie immer kläglicher. Es kam am Ende so weit mit ihnen, daß die Töchter sich gern als Dienstmädchen verdingt haben würden, wenn man sie hätte brauchen können. Allein sie konnten weder kochen, waschen, plätten, nähen, noch sonst etwas von dem, was man von einer guten Magd erwartet. Sie hatten nichts als Musik, Zeichnen, Sticken und andere brotlose Künste gelernt. Nur ihre Fertigkeit im Stricken kam ihnen zu statten. Sie strickten für Geld Strümpfe zur Aussteuer ihrer einst von ihnen verachteten Freundinnen, und die Mütter derselben machten sich ein Vergnügen, der Frau und den Töchtern des ehemahls so glänzenden Eisenbach'schen Hauses einen Groschen mehr für das Paar zu bezahlen, als andern Strickerinnen.

So kommt Hochmuth vor dem Falle. Darum trage Jeder sein Glück in Demuth und erhebe sich nicht über Andere, wenn es ihm wohlgeht.

Laura und Julius.

Frau von Wiesenenthal lebte mit ihren Kindern, Julius und Laura, in dem bestmöglichten Wohlstande. Nun kam aber ein schlechtgedenkender Verwandter und machte Anspruch auf ein schönes Landgut, das sie geerbt hatte, und den größten Theil ihres Vermögen ausmachte

Der Mann hatte kein gültiges Recht, aber desto bessere Freunde und Gönner; auch sparte er kein Geld, die Richter für sich zu gewinnen.

Darüber wurde Frau von Wiesenenthal sehr unruhig, und ein geschickter Advocat, dem sie die Führung ihres Rechtshandels übertrug, bemühte sich vergeblich, ihr Muth zuzusprechen. Sie konnte die halben Nächte nicht mehr schlafen, und ihre Kinder, die vorher ihr einziger Trost gewesen waren, vermehrten nur noch ihren Kummer, denn was sollte aus ihnen werden, wenn fast ihr ganzes Vermögen verloren ginge? wie sollte sie diese erziehen, wie für ihr künftiges Fortkommen sorgen?

Oft wenn sie so vor den Kindern klagte und weinte, weinten die Kinder mit ihr, oder suchten sie zu trösten und trockneten ihr die Augen. Die Mutter war gerührt von den Beweisen ihrer Liebe und Theilnahme; sie bemühte sich, ruhig vor ihnen zu scheinen, ihr Herz aber wurde fort und fort von den ängstlichsten Besorgnissen bewegt.

Die beyden Geschwister waren nicht mehr in dem Alter der Kindheit. Julius zählte schon dreyzehn, Laura eilf Jahre. Der Gram der Mutter, die sie über Alles liebten, ging ihnen sehr nahe. Einst, da sie beyde allein waren, sprach Julius zu seiner Schwester: Höre Laura, ich kann die Traurigkeit der Mutter nicht länger mit ansehen. Sie grämt sich besonders unsertwegen; sie glaubt, wenn der Proceß verloren geht, könne sie uns nicht mehr so gut

ernähren, so gut kleiden, uns nicht mehr so theure Lehrer halten und uns nicht mehr so gut versorgen, wenn wir groß sind. Darum denke ich, wir sollten ihr zu beweisen suchen, daß uns keine Armuth schreckt, daß wir auch mit trockenem Brod und minder guten Kleidern glücklich seyn können. Für's Erste wollen wir noch ein Mahl so fleißig lernen als vorher, damit wir bald der Hauslehrer ganz entbehren können. Späterhin gehe ich auf's Gymnasium, das nicht viel kostet, dann werde ich Stadtrichter, dann geheimer Rath und nehme dich und die Mutter zu mir.«

»Ey da hast du Recht,« sagte Laura lachend, »so ist uns allen auf ein Mahl geholfen. Nur könnten, ehe es so weit kommt, Mutter und Kinder mit einander verhungern.«

»Laß mich nur ausreden,« unterbrach sie Julius. »Viel können wir auch gleich jetzt thun. Wir müssen unsere Kleider und, alles, was wir haben, gut schonen, der Mutter Geld ersparen und uns an Sparsamkeit gewöhnen; wir müssen uns selbst bedienen und, mit einem Worte, ganz so leben, als ob der Proceß schon wirklich verloren wäre, aber mit völlig heiterem Gesicht, damit man nicht glaube, es werde uns sauer. Wenn nun die Mutter sieht, daß wir auch arm vergnügt seyn können, so wird sie sich nicht so sehr wegen der Zukunft grämen; uns aber wird noch ein Mahl so wohl zu Muthe seyn, als jetzt, wo ihre Traurigkeit auch uns das Herz schwer macht.«

Die Schwester gab diesem Gedanken Beyfall. Sie aßen von nun an nur die einfachsten Speisen, und ließen Gebratenes, Gebackenes, Confect und alle andere Leckerbissen gleicher Art stehen. Laura ließ sich nicht mehr von der Kammerjungfer ankleiden; Julius wuschte selbst seine Stiefeln, bürstete selbst seinen Hut und seine Kleider aus, und brachte sie in den Schrank, wenn er sie nicht mehr brauchte. Um seine Bücher zu schonen, machte er um alle einen Umschlag von Papier; er verschnitt nicht mehr, wie sonst, zum Zeitvertreib seine Federn, zerriß nicht muthwillig ganze Bogen gutes Papier, oder kritzelte einige Buchstaben darauf und warf es dann weg. In gleich guter Ordnung erhielt er auch seine Zeichnungen und seine Musikalien.

Eben so sorgsam ging Laura mit ihrem Putz und ihrer Kleidung um. Sie verlor nicht mehr ihre Handschuhe, ihr Schirmchen, ihren Shawl. Kam sie von einem Ausgange nach Hause, so verwahrte sie sogleich ihren Hut, ihren Arbeitsbeutel, ihre Handschuhe; ihr Umschlagetuch legte sie sauber zusammen und verschloß es in den Schrank. Julius lernte von seinem Musiklehrer Noten schreiben; Laura von der Kammerjungfer nähen, stricken, Putz machen, und alle ihre Arbeiten machte sie mit einer Leichtigkeit und einem Vergnügen, wovon die Mutter ganz entzückt war. Sie konnte sich über eine so plöbliche Veränderung in der Lebensweise ihrer Kinder nicht genug wundern und die

Ursache nicht errathen. Aber ein Gespräch zwischen beyden, das sie zufällig mit anhörte, entdeckte ihr Alles, und sie vergoß darüber Thränen der Freude. »Nein,« sagte sie für sich selbst, indem sie die Augen gen Himmel hob, »ihr seyd zu gut, Kinder, als daß euch Gott verlassen könnte; sein Auge wird über euch wachen und seine Hand euch erhalten.«

So lange der Proceß dauerte, blieben Julius und Laura sich immer gleich. Anfangs waren sie arbeitsam, ordentlich, sparsam, weil sie ihrer Mutter ihren Unterhalt erleichtern wollten, bald wurden ihnen aber alle diese Tugenden zur Gewohnheit. Laura wurde eine sehr fleißige Nähterin, Julius ein fertiger Zeichner und geschickter Papparbeiter. »Ich verkaufe ein Mahl meine Zeichnungen, meine Papparbeiten, meine Musikalien,« sagte Julius leise zu seiner Schwester; »und ich,« sagte Laura, »meine Stickereyen, Fuß- und andere Arbeiten. Wir werden schon leben können, wenn auch die Mutter ihren Proceß verliert.«

Allein sie verlor ihn nicht. Einst, da sie deshalb in banger Erwartung bey ihren Kindern saß, trat ihr Schwalter mit dem fröhlichsten Gesicht in's Zimmer und verkündete ihr unter Glückwünschen, daß sie ihren Proceß gewonnen.

Frau von Wiesenthal war außer sich vor Freude. »Gott sey gelobt!« rief sie, »daß die gute Sache gesiegt hat. Ich, meine Kinder, nur euretwegen war ich besorgt.« — Mit diesen

Worten drückte sie dieselben unter Freudenthränen an ihr Herz, die Kinder aber weinten und dankten Gott mit ihr.

Der Anwalt wurde nun reichlich belohnt, und eine Summe Geld an dürftige Personen vertheilt, denn die fromme Mutter war gewohnt, ihre Freuden durch Wohlthaten zu heiligen.

»Ich weiß,« sagte sie zu ihren Kindern, »was ihr gethan und was ihr euch versagt habt, um euch auf den Fall vorzubereiten, wenn mein Proceß verloren gehen sollte. Ich kann euch versichern, daß ich von diesem neuen Beweis eurer Liebe sehr gerührt war. Dem Himmel sey Dank, daß nun alles unnöthig ist. Ohne Nutzen wird aber euer Bestreben darum nicht seyn. Ihr habt bey dieser Gelegenheit gelernt, wie nützlich Ordnung, Sparsamkeit, Sorgfalt auf die Erhaltung dessen, was man hat, und andere ähnliche Tugenden sind; ihr habt gelernt, wie leicht es dem Menschen ist, auch von Wenigem zu leben; wie wenig es ihm kostet, wenn er nur will, kostbare Kleider und leckere Speisen zu entbehren; ihr wißt nun auch, daß man besser und schneller durch sich selbst, als durch Andere bedient wird, und man nicht nöthig hat, sich in allen Kleinigkeiten von dem guten Willen und oft auch von den Launen Anderer abhängig zu machen. Ihr habt, meine Kinder, durch die Gefahr, die uns drohete, viele schöne Tugenden erlangt; sucht sie euch zu erhalten und, so oft sich Gelegenheit zeigt, Gebrauch davon zu machen.«

Der Feuerlärm.

Die Kammerräthinn Dannecker, eine noch junge, muntere und lebenswürdige Frau, feyerte ihr Geburtsfest und lud eine Menge Gäste dazu ein. Es wurde Thee getrunken, gegessen, gepunscht, geschwakt, gelacht, gesungen. Wer einen lustigen Einfall hatte, gab ihn zum Besten. Am Ende wurde auch eine Posse veranstaltet, auf die sich die jungen Leute schon vorbereitet hatten.

Die Thür eines Nebenzimmers öffnete sich und man sah da eine Zigeunerbande, Männer, Weiber, Kinder, auch Fräulein Preziosa unter ihnen, um ein Feuer liegen, an welchem die Einen Tabak schmauchten, Andere Aepfel brateten und Kartoffel rösteten und dann verzehrten. Alle waren wie echte Zigeuner gekleidet. Der Hauptmann hatte pechschwarze Haare, die unter einem großen runden Hute nachlässig herabhängen; das Gesicht hatte er sich schwarzbraun gefärbt und um den Mund einen großen Schnurbart gemahlt. Er trug einen langen Kittel von gestreiftem Zeuge; seine Brust war bloß und in seinem Gürtel stach ein langes Messer. In demselben Geschmack waren seine Kameraden gekleidet; Alle schmauchten Tabak aus kurzen Pfeisichen und sangen dabey: Ein freyes Leben führen wir. Die Frauen und Mädchen schienen ihren Anzug aus allen Trödelbuden zusammengetragen zu haben. Eine sah immer zi-

geunermäßiger aus als die Andere; rings um sie her lagen abgeschlachtete Hühner und Gänse, die sie nun zu ihrer Abendmahlzeit zu rupfen im Begriff waren. Eine von ihnen hatte sogar in einem Korbe ein kleines Kind.

Unter Allen aber zeichnete sich Preziosa durch ihre schöne Gestalt und ihre romantische zierliche Kleidung aus. Sie sang, nachdem das Räuberlied zu Ende war, mit lieblicher Stimme eine Arie, bey der sie einer von den Zigeunern auf der Guitarre begleitete. Sie selbst hatte ein Tambourin und Castagnetten, die sie nach dem Tact der Musik schlug, dabey zwischen jeder Strophe herum tanzend. Nach dem abgesungenen Liede trat sie mit einer Verbeugung zur Gesellschaft, und erboth sich, den Herren und Damen aus der Hand zu wahrsagen. Sie kannte die Verhältnisse aller Personen; man reichte ihr die Hand und sie wußte Jedem etwas Treffendes zu sagen.

Noch lachte man über ihre Weissagungen, als plötzlich ein großer Lärm entstand, und ein Bedienter mit den Worten: »Erschrecken Sie nicht, es brennt im Hause,« zur Thür hereinstürzte. Zugleich hörte man auf der Straße das oft wiederholte Geschrey: »Feuer! Feuer!«

Kein Feuerlärm konnte ungelegener kommen. Die ganze Zigeunerbande stob im ersten Schrecken auseinander. Der Herr vom Hause aber rief ihnen nach: »Im Gottes willen, verlassen Sie mich nicht! Helfen Sie mir retten, was gerettet werden kann, zuerst meine Schatulle, meine Papiere, mein Silber — meine

Betten, meine Wäsche,« schrie die Frau vom Hause. — Die Flüchtlinge kamen zurück und ergriffen mit zitternden Händen, was man ihnen gab.

Als sie aber hinab auf die Straße kamen, fiel zuerst der Zigeuner-Hauptmann, der schwer beladen mit schnellen Schritten seiner Wohnung zueilte, dem herbeystömenden Volke in die Hände. Sie hielten den verdächtigen Kerl in seinem Zigeuneranzug für einen Dieb und Nordbrenner, und übergaben ihn, ohne auf seine Vorstellungen zu hören, den Polizey-Soldaten, die ihn sofort auf die Hauptwache brachten. Gleiches Schicksal mit ihm hatten, Preziosa ausgenommen, alle andere Zigeuner und Zigeunerinnen. Die Damen weinten und flehten. »Wir sind nicht das, wofür ihr uns ansehet; ich bin die Tochter des Hofraths Wagner,« sagte die Eine, »und ich die Tochter des Regierungsraths Bürger,« eine Andere. »Viederliches Gesindel mögt ihr seyn,« antwortete eine rauhe Mannsstimme, »das sag schon euer Aufzug und die gestohlnen Sachen, die ihr da tragt. Fort, fort auf die Hauptwache mit euch!«

Da halfen keine Bitten, keine Vorstellungen. Die ganze Zigeunergesellschaft, so wie sie in dem Dannecker'schen Hause versammelt gewesen war, fand sich auf der Hauptwache wieder. Doch Niemand dachte jetzt daran, zu singen: Ein freyes Leben führen wir.

Als die Herren auch sämtliche Damen in ihrem Zigeuner-Costüm ankommen sahen, zeigte

sich ihnen die Sache mehr von der spaßhaften Seite. Selbst die Fräuleins konnten sich am Ende des Lachens nicht enthalten, wenn sie ihren Mitgefangenen in's Gesicht sahen; Scham und Schrecken gewannen aber immer wieder die Oberhand, und der Abend verging ihnen unter Lachen und Thränen. Der Gedanke an ihre bekümmerten Aeltern, die den Feuerlärm nothwendig gehört haben mußten, und sie nicht nach Hause kommen sahen, auch nichts von ihnen erfahren konnten, vermehrte ihre Angst.

Zum Glück war das Feuer bald wieder gelöscht, und nun erschien der wachthabende Offizier, der mit nicht geringem Erstaunen in den verhafteten Zigeunern lauter gute Bekannte, Töchter und Söhne aus den angesehensten Familien erkannte. Er konnte seinen Augen kaum trauen und nicht genug lachen.

Es wurde ihm die tragisch-komische Geschichte in der Kürze erzählt, und Alle wendeten sich nun mit den Worten an ihn: »Ach bester Herr Lieutenant, Sie kennen jetzt Ihre Gefangenen, lassen Sie uns los.«

»Nicht gern wollte ich es;« war seine Antwort; »allein das geht nicht so leicht. Vor allen Dingen muß ich Bericht erstatten. Ich weiß aber nicht, ob man Sie auf mein bloßes Wort freygeben wird. Leicht könnten Sie bis morgen hier bleiben müssen.«

»Bester Herr Lieutenant,« sagten einige Fräuleins, »so erweisen Sie uns doch wenigstens

die Gefälligkeit, unsern Aeltern sagen zu lassen, wo wir sind.«

Nie hatte der Lieutenant so viel gute Worte von schönen Mädchen bekommen. Er ließ sich jedoch die schnelle Erfüllung ihrer Wünsche eben nicht sehr angelegen seyn.

Nach einer Stunde erfuhren endlich die Aeltern, wo sie ihre Söhne und Töchter zu suchen hatten. So waren sie doch wenigstens nicht verbrannt, was ihnen vorläufig zur Beruhigung diente. Sie wieder frey zu machen, war nun die Sorge der Väter.

Noch niemals hatte der Herr Polizey-Director so viele Besuche bey später Abendzeit bekommen. Als er vernahm, wie sich die Sache verhielt, ertheilte er Befehl, die Zigeunergesellschaft wieder in Freyheit zu setzen. Dieß war aber so leicht nicht, denn es hatte sich eine Menge Pöbel vor der Hauptwache zusammengerottet, glaubend, daß man eine ganze Mordbrennerbande eingefangen habe. Als bekannt wurde, wer die Verhafteten seyen, war der Janhagel sehr geneigt, seinen Muthwillen an ihnen auszulassen; man brachte sie daher in Kutschen nach Hause. Es geschah ihnen nun zwar nichts, aber tausend Stimmen riefen ihnen Spottnahmen nach.

So können oft Vergnügungen, wenn sie auch noch so unschuldig sind, unangenehme, ja selbst traurige Folgen haben, und man sollte daher stets die größte Vorsicht dabey Statt finden lassen, besonders aber auch darauf sehen, daß der äußere

Anstand in keiner Hinsicht verlest und gefährdet werde.

Belohntes Mitleid.

Ein achtbarer Edelmann, Herr von Resewitz, hatte durch einen unglücklichen Proceß fast sein ganzes Vermögen verloren. Einige Jahre darauf starb auch seine Gemahlinn, und nun zog er von dem Landgute, auf dem er sich bis dahin aufgehalten hatte, in die Stadt, um seinen Sohn von den vorzüglichsten Lehrern unterrichten zu lassen. Er selbst aber war ihm der erste und beste Lehrer in allem, was er wußte.

Max, so hieß dieser Sohn, war ein sehr guter und hoffnungsvoller Knabe. Er liebte seinen Vater; ihm zu Liebe that er alles, was von ihm verlangt wurde, und achtete keine Schwierigkeit. Er konnte noch nicht einsehen, wozu ihm das, was er lernen sollte, einst nützen könne; aber sein Vater wußte es, und ihm zu gefallen strengte er sich mit dem größten Eifer an. Ein freundlicher Blick, ein beyfälliges Lächeln des Vaters war ihm schon Belohnung genug.

Eben so sehr als ihn, hatte er auch seine entschlafene Mutter geliebt. Noch immer sprach er mit Wehmuth von ihr, und sobald er ein wenig zeichnen konnte, suchte er aus dem Gedächtniß ihr Bild zu entwerfen. Er brachte freylich nur ganz unvollkommene Köpfe zu Stande, seine lebendige Phantasie glaubte aber doch die

Züge der Mutter darin zu sehen, und so hing er sie, zufrieden mit seiner Arbeit, über seinen Schreibtisch auf. Ihr Anblick ermunterte ihn zu noch größerem Fleiße. Er glaubte sogar, die gute Mutter würde noch seliger seyn, wenn sie im Bilde Zeuge seiner Thätigkeit und seiner Fortschritte wäre.

Einst, da Vater und Sohn von einem Besuche, den sie in der Stadt gemacht hatten, nach Hause gingen, wurden sie auf der Straße von einer schlecht gekleideten Frau angerebet, die ihnen ein Reisekästchen zum Verkauf anboth. Da Herr von Resewitz es nicht nehmen wollte, so redete sie ihm auf das dringendste zu. »O kaufen Sie es doch, beste Herr,« sagte sie, »ich gebe es Ihnen ganz wohlfeil, nur damit ich ein wenig Geld bekomme. Ich möchte morgen gern zu meiner Schwester reisen, und ich habe keinen andern Zehrpfennig. Es ist das letzte Stück von meiner Habe; o nehmen Sie es doch!«

Der Vater wollte nichts davon hören. Dem Kleinen dauerte aber die arme Frau; sie schien so dürftig, so abgezehrt und bekümmert; gern hätte er ihr daher helfen mögen. Das Weib las in seinen Augen, was in dem Herzen vorging, und ließ nicht ab mit Bitten. Sie stellte ihm vor, daß sie ohne Geld, ohne Brot sey, daß sie unterwegs betteln müsse, wenn sie dieses Kästchen nicht verkaufen könne.

»O so kaufen Sie es doch, lieber Vater,« bath jetzt Max, den die Noth der armen Frau bis zu Thränen rührte. — »Und wozu denn,«

fragte Herr von Resewitz unwillig; sich gebe nicht gern unnöthig Geld aus. »Was hilft uns denn der leere Kasten? Es sollte eine Schere, ein Messer, ein Kamm, ein Rasirzeug, Bleystifte, Papier und so weiter darin seyn, und von dem allen ist nichts mehr da.«

»Sie sagt ja aber, das Kästchen sey nicht theuer.«

»Lieber Herr,« sagte das Weib, »Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mir einen Thaler als Reisegeld dafür geben; ich verlange nicht mehr.«

Herr von Resewitz war jetzt willens, ihr den Thaler zu schenken und ihr das Kästchen zu lassen; aber es fuhr ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf. Er zog Max auf die Seite, und sagte leise zu ihm: »Höre, Max, diese Ausgabe ist durchaus unnöthig, und ich will mein Geld nicht so leichtsinnig hinwerfen. Wenn du aber das Ding kaufen willst, so steht es dir frey. Du hast monathlich zehn Groschen Taschengeld: bist du es zufrieden, so will ich dir drey Monathe davon vorschießen.« — Mit Freuden willigte Max in den Vorschlag.

Der Vater nahm nunmehr der Verkäuferin das Kästchen ab, und bezahlte ihr den Thaler, den sie dafür verlangte. Sie sah ihn wie Almosen an, und ging vergnügt damit nach Hause.

Max hatte eine große Freude über seinen Kauf. Erst als er damit auf sein Zimmer gekommen war, sah er das Kästchen recht genau durch. Die Fächer waren freylich leer; er benutzte sie aber zur Aufbewahrung vieler Kleinigkeiten, die

er täglich brauchte. In das eine legte er seine
 Cirkel und übrigen mathematischen Instrumente,
 in das andere seine Zeichenstifte, seine Reißfe-
 der, seine Pinsel, seine Tusche.

Er fand indessen mancherley daran zu bauen
 und zu ändern. Wie erstaunte er aber, da er
 einst von ungefähr mit dem Finger an eine ver-
 borgene Feder drückte, und auf ein Mal ein dop-
 pelter Boden in einem von den Fächern auf-
 sprang, und ihm ein Paar goldene Armbänder,
 sechs Reihen guter Perlen und ein sehr schönes
 Medaillon sehen ließ. Max nahm zuerst die
 Armbänder heraus; sie waren mit Gemälden
 geschmückt und mit Diamanten besetzt. Er be-
 trachtete sie genauer, und konnte seinen Augen
 kaum trauen, als er das Bild seines Vaters und
 sein eigenes erkannte. Schnell griff er nach dem
 Medaillon und sah das Bild seiner lieben ver-
 ewigten Mutter! Laut schrie er auf vor Freude
 und lief damit zum Vater.

»O Vater, Vater! was habe ich gefunden,
 und wo habe ich es gefunden. Sieh hier ein
 Bild von der Mutter und ein so schönes, so äh-
 nliches Bild! Ach, lange schon habe ich mir das
 gewünscht; kein Mensch ist nun glücklicher, als
 ich. O du gute, liebe Mutter! laß dich hundert
 Mal küssen! Aber auch dein Bild habe ich,
 Väterchen. Da hier ist es; laß nur schnell die
 Steine heraus nehmen, denn keines davon gebe
 ich jetzt mehr aus meinen Händen. O was für
 ein glücklicher Tag für mich!«

Der Vater sah das Medaillon an, und

war nicht weniger darüber erstaunt, als sein Sohn. Lange fragte er vergeblich den freude-
trunkenen Max, wie er zu diesen Kostbarkei-
ten gekommen sey; erst als der Glückliche sie
lange genug geküßt hatte, und in dem Zimmer
damit herum getanzt war, erzählte er, auf wel-
che Art er sie in einem Fache des Kästchens ge-
funden habe. Herr von Resewitz hatte gleich
vom Anfang an sein Eigenthum in den Arm-
bändern erkannt. Nach dem Tode seiner Gemah-
linn waren sie lange vergeblich von ihm gesucht
worden. Man glaubte, sie seyen auf irgend eine
Art verloren gegangen; sie wurden aber bey ei-
ner Versteigerung, die vor seinem Abzuge auf
dem Schlosse gehalten worden war, ihm unbe-
wußt mit dem Reisekästchen verkauft, und der
Himmel weiß, durch wie viele Hände sie seitdem
unentdeckt gegangen waren, bis sie wieder in
den Besitz ihres rechtmäßigen Herrn kamen.

So schön und reich wurde der mitleidige
Max für seine Menschenliebe belohnt.

Der Vater nahm das Geschmeide zurück;
er ließ aber seinem glücklichen Sohne die Bild-
nisse und gab ihm reichliche Entschädigung für
das Uebrige.

**Hey Allem, was du thust, bedenke das En-
de, so wirst du nimmermehr Böses thun.**

Eine Weberfamilie wohnte mit Herrn Kö-
ster, einem wohlhabenden Kaufmann, in ei-

in dem Hause. Da des Webers Frau ein ehrliches Weib zu seyn schien, so gab man ihr gern einige Groschen zu verdienen. Man brauchte sie, so oft sie Zeit hatte, zum Waschen, Nähen und allerley andern häuslichen Geschäften. So fand sie nun Gelegenheit genug, in allen Theilen des Hauses herum zu kommen, und man verbarg nichts vor ihr; man sah sie vielmehr wie ein Mitglied der Familie an, und überließ ihr ohne Bedenken die Schlüssel zu allen Kammern, wenn etwas daraus zu holen war.

Die Weberinn bewies sich aber nicht dieses Zutrauens werth. An einer guten Tasse Caffeh, an einem Glase guten Weins und einem leckern Bissen war ihr mehr gelegen, als an Ehre und Tugend. Sie ließ daher die Gelegenheit, von so vielen Sachen von Werth, die offen vor ihr lagen, dieß und jenes zu entwenden, nicht unbenutzt. Schlau genug, rührte sie aber nichts von dem an, was man leicht vermissen konnte, sondern begann mit der Kammer, wo Betten und andere Geräthschaften, die man nicht eben brauchte, aufbewahrt wurden, und in welche oft Monatslang Niemand kam. Diese Kammer war so gelegen, daß das Weib auch in der Nacht dazu kommen konnte. Sie verschaffte sich also den Schlüssel, und ließ von ihrem Manne, der ein Tausendkünstler und eben so wenig werth war, als sie, einen andern darnach machen, der vollkommen gut öffnete. Und nun fing sie behuthsam an, sie auszuleeren. Anfangs nahm sie nur die verstecktesten Gegenstände, die man nicht leicht

vermissen konnte, und verkaufte sie; dann griff sie auch zu den andern. Lange zitterte ihr das Herz, so oft Jemand in dieser Kammer zu thun hatte, weil sie besorgte, man möchte etwas merken. Allein ihre Furcht war vergeblich; es verging wohl ein halbes Jahr, ehe man etwas ahnete.

In dieser Zeit kam das nichtswürdige Weib noch auf einen andern schlechten Gedanken. In Herrn Kösters Wohnzimmer hingen nämlich die Schlüssel zu dessen Garten und Gartenhaus, Sie wußte, daß der alte Herr in letzterem, das vor der Stadt lag, einen Mantel und ein Gartenkleid hängen hatte, jenen, um im Fall eines Regens trocken nach Hause zu kommen, dieses, um es sich im Garten bequemer zu machen. Diese beyden Stücke nahm sie sich vor, mit Hilfe der Schlüssel, die sie unbemerkt zu sich steckte, abzuholen. Alles ging ihr nach Wunsch; aber sie bedachte nicht das Ende. Abends um zehn Uhr, wo Herr Köster und seine Familie zu Bette gingen, machte sie mit ihrem Manne einen Spaziergang hinaus in den Garten, nahm Kleid und Mantel, und verschloß sorgfältig wieder alle Thüren, wie sie dieselben gefunden hatten. Sie freuten sich beyde bey dem Gedanken, wie der alte Herr morgen, wenn er Mantel und Kleid vermißte, staunen und sich den Kopf zerbrechen würde, wie es möglich sey, daß man ihm bey verschlossenen Thüren, ohne Spuren eines Einbruchs, sein Gartenhaus bestehlen könne.

Früh morgens hingen die Schlüssel wieder an ihrem Orte; Niemand vermißte sie. Herr

K ö s t e r war wirklich nicht wenig erstaunt, als er seine Kleidungsstücke nicht mehr in dem Gartenhause fand. Wer konnte sie entwendet haben? Die Thür war fest verschlossen, kein Laden war erbrochen, nirgends sah man eine Spur von gewaltsamen Einbruch. Es mußte Jemand mit einem Nachschlüssel geöffnet haben, und war dieß der Fall, so kam ganz gewiß der Dieb öfters wieder; darum mußte das Schloß eiligst verändert werden.

Der Bestohlene ging verdrießlich nach Hause. Die erste Person, die ihm begegnete, war die Weberinn, auf die er nicht den mindesten Verdacht hatte. Er erzählte ihr seinen Verlust, und die bosshafte Diebinn hörte ihn mit dem größten Bedauern an. Sie tröstete ihn mit Sprüchen aus der Bibel, mit der Versicherung, daß Gott, der in's Verborgene sieht, auch diese Unthat an's Tageslicht bringen werde, daß unrechtes Gut keinen Nutzen gewähre und dergleichen Reden mehr. Sie gab auch den Rath, sogleich bey allen Schneidern und Trödlern herum zu schicken, im Fall ihnen etwa die beyden gestohlenen Stücke zum Verkauf angetragen werden sollten, und erboth sich sogleich, überall selbst umher zu laufen, auch den Schlosser in den Garten zu bestellen, um das Schloß abzuändern. Herr K ö s t e r, dem ihr Dienstleister gefiel, lobte sie dafür und versprach ihr eine Belohnung, die sie auch erhielt und lachend ihrem saubern Manne brachte.

Bald nahte sich der Herbst mit seinen kal-

ten Nächten. Frau K ö s t e r hielt es für nöthig, der Magd, die eine etwas luftige Schlafkammer hatte, über ihr gewöhnliches Deckbett noch eine besondere warme Decke zu geben. Sie ging also in die Bettkammer hinauf, wo sie eine liegen hatte. Seit neun Monathen war sie nicht mehr in dieser Kammer gewesen. Wie erstaunte sie, als sie solche über die Hälfte leer fand. Es wurden sogleich die Mägde, die Kinder und auch die Weberinn herbey gerufen. Frau K ö s t e r machte ein Verzeichniß der Sachen, die da waren und die da seyn mußten. Keine unter Allen, die sich zugegen befanden, stellte sich ehrlicher, als die L e i n b e r g e r i n n, so hieß die Webersfrau, keine schien schuldloser. Das Herz pochte ihr aber doch gewaltig bey dem Bewußtseyn ihrer Schuld; allein sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihr Niemand etwas beweisen könne.

Um so mehr war sie überrascht, als sie einige Tage darauf, da sie eben mit ihrem Manne und ihren Kindern bey dem Mittagmahle saß, ein Diener der Obrigkeit in das Zimmer trat und sie aufforderte, ihm zu folgen. Sie wurde, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, sogleich in's Gefängniß geführt.

Die Sache hing so zusammen. Frau K ö s t e r hatte sich nämlich die Mühe gegeben, bey allen Trödlern der Stadt herum zu gehen und nach Gegenständen, wie ihr waren entwendet worden, zu fragen. Sie hoffte, so ihre eigenen Sachen wieder zu Gesicht zu bekommen, wenn

sie noch da wären, und dem Diebe alsdann leichter auf die Spur zu kommen. Dieß gelang ihr auch. Es wurden ihr mancherley Geräthschaften gebracht, die sie für die ihrigen erkannte. Sie handelte darum und ließ sie stehen. Die Anzeige des Diebstahls wurde nun bey der Obrigkeit gemacht und angegeben, wo ein Theil der entwendeten Sachen zu finden sey. Die gegenwärtigen Besitzer wurden vorgefordert, und alle sagten aus, daß sie diese Sachen von der Leinbergerin gekauft hätten, deßwegen nahm man sie sogleich bey'm Kopf und brachte sie in's Gefängniß.

Bey ihrem Verhör suchte sie sich mit Unwahrheiten heraus zu helfen; allein sie bedachte auch hier nicht das Ende; gleich bey der ersten Lüge, auf der sie betroffen wurde, bekam sie, ohne Erbarmen, eine Anzahl Ruthenhiebe auf den bloßen Rücken, und so oft sie sich einer neuen Unwahrheit schuldig machte, wurden die Hiebe wiederholt, und wohl gar zuweilen verdoppelt. Nach jedem Verhör wurde sie in das Gefängniß zurück gebracht, wo man sie, statt mit gutem Caffee, wie sie ihn gewohnt war, mit schlichter Wasseruppe, und Mittags mit etwas Gemüse und schwarzem Brot bewirthete.

Als indessen durch die Aussage der Tröddler das Weib ihres Vergehens überwiesen wurde, mußte sie alles gestehen, auch die Entwendung des Mantels und Gartenrocks, die ihren Mann gleichfalls in's Gefängniß brachte. Während sie saßen, war ihr ganzes Hauswesen aufgelöst,

und die Kinder wurden indessen in einem Waisenhanse verpflegt.

Endlich erfolgte ihr Urtheil. Das Weib wurde wegen der wiederholten Diebstähle zu dreijähriger, der Mann aber, als Gehilfe und Theilnehmer ihrer Verbrechen, zu zweijähriger Einsperrung in's Arbeitshaus verurtheilt. Auch allen Schaden, der durch ihre Treulosigkeit verursacht worden war, mußten sie ersetzen. Sie verloren also, mit ihrem guten Nahmen, allen Gewinn, den sie sich von ihren schlechten Thaten versprochen hatten.

Kein rechtlicher Mensch mochte nun länger Umgang mit ihnen haben; kein Hausbesitzer wollte ihnen eine Wohnung geben. — Hätten sie dieß alles vorher bedacht, so würden sie lieber sich kümmerlich beholfen haben, als sich einer solchen Schande und einem so traurigen Schicksale auszusetzen.

Das Schwefelhölzchen.

Frau Spangenberg war die Witwe eines braven, aber nicht reichen Mannes. Sie lebte mit ihrem achtjährigen Sohne Siegfried in solcher Dürftigkeit, daß sie sich nicht einmahl eine Magd halten konnte, sondern sich in Allem selbst bedienen mußte. Der Himmel hatte sie aber mit einem zufriedenen Herzen gesegnet, und darum fühlte sie sich doch nicht ganz unglücklich, und sie wußte sich mit ihrem Siegfried, den

sie sehr lieb hatte, manche vergnügte Stunden zu machen, die kein Geld kosteten.

Einſt kam ein armer Knabe und both ihr Schwefelhölzchen zum Verkauf an. Da die ihrigen eben ausgegangen waren, ſo kaufte ſie ein Hundert und bezahlte drey Pfennige dafür.

Siegfried nahm ſogleich Beſitz von den Hölzchen, ſing an, damit zu ſpielen, und verwarf, zerknickte, verdarb eine Menge. Die Mutter wehrte es ihm vergeblich. — »O laß mir doch meine Freude,« ſagte er, »was liegt denn an den Schwefelhölzchen; für ein Paar Pfennige bekommt man ein ganzes Hundert.«

»Das iſt wahr,« ſagte die Mutter, »aber brauchbare Dinge muß man nicht muthwillig verderben, wären ſie auch noch ſo wohlfeil, denn man kann nicht wiſſen, wie bald man ihrer bedarf.«

Siegfried ſpielte mit den Hölzchen fort und hörte die Mutter kaum an. Frau Spangenberg ſah ihm noch einige Minuten zu, dann ſtand ſie auf, nahm ihm die Hälfte davon weg und legte ſie in ihr Feuerzeug. Die andere Hälfte durfte er behalten; bald aber waren ſie alle zerbrochen.

Die Mutter ging in die Küche. Schnell nahm Siegfried auch die übrigen Hölzchen aus dem Feuerzeug, zerbrach ſie theils, theils warf er ſie zum Fenſter hinaus.

Gegen Abend ging die Mutter mit dem Knaben ſpazieren. Es war das ſchönſte Wetter, und ſie verweilten ſo lange im Freyen, daß es

schon ganz finster war, als sie nach Hause kamen. Frau Spangenberg wollte Licht anzünden und nahm das Feuerzeug aus dem Schrank. Der Zunder fing; als sie aber anzünden wollte, war kein einziges Schwefelhölzchen mehr da. »Wo sind denn meine Zündhölzchen,« sagte sie, »ich habe doch erst heute eine Hand voll hin gelegt, und nun sind sie auf einmahl alle fort. Siegfried, du wirst sie doch nicht heraus genommen haben?«

Siegfried war zwar sehr oft unartig, aber er log nicht. Als er merkte, daß die Mutter die Schwefelhölzchen vermißte, schlich er sich, ohne zu antworten, unbemerkt in die Schlafkammer.

»Siegfried!« rief Frau Spangenberg noch ein Mal und ernster, als zuvor, »sage die Wahrheit und laß mich wenigstens nicht vergeblich suchen.«

»Ja, Mutter,« antwortete er jetzt schüchtern und so leise, daß man ihn kaum verstehen konnte, »ja, ich habe sie aus dem Schrank genommen und weggeworfen.«

»Das wirst du zu büßen haben,« sagte die Mutter; »du magst nun sehen, wo du Licht bekommst.« Sie wollte einen Leuchter aus der Küche holen, stieß aber im Finstern an den Topf, in dem die Milch zu Siegfrieds Abendsuppe und Frühstück war, und zerbrach ihn. Der Kleine war untröstlich, daß er ohne Milchsuppe zu Bette gehen und morgen kein Frühstück haben sollte.

»Es ist mir leid,« sagte die Mutter. »Hätte

ich Licht gehabt, so wäre der Topf nicht zerbrochen.«

Der Kleine nahm halb weinend den Leuchter; indem er aber nach der Thür suchte, stieß er an ein niedliches Caroussel mit porzellanenen Pferden und Wagen, das er von einem seiner Pathen erhalten hatte, und zerbrach es in tausend Stücke. »Ach Gott,« schrie er, »mein schönes Caroussel, mein schönes Caroussel!«

»Du dauerst mich,« sagte die Mutter; »aber auch dieses Unglück wäre nicht geschehen, wenn ich hätte Licht anzünden können. Gehe nur schnell hinab und bitte die Frau Wirthinn, daß sie dir ein Licht anzünde, damit nicht noch mehr Unheil entstehe.«

Siegfried tappte weinend die Treppe hinab. Er war gewohnt, im Finckern zu gehen; der Kopf war ihm aber durch die Zertrümmerung seines schönen Caroussels so verdreht, daß er einen Fehltritt that und sechs oder acht Stufen hinab stürzte.

Bei dem Fall und dem Geschrey, das die Mutter hörte, sprang sie auf und wollte sehen, was es sey. Siegfried hatte aber die Thür halb offen stehen lassen, und die arme Frau stieß sich daran so heftig an den Kopf, daß sie bewusstlos zu Boden fiel.

So fanden sie einige Leute aus dem Hause, als sie Siegfrieden, der mit einigen Beulen am Kopfe und einer aufgefallenen Nase davon gekommen war, die Treppe wieder herauf führten.

Man hielt die arme Frau für todt, und es entstand darüber ein großer Lärm nicht nur im ganzen Hause, sondern auch bey den nächsten Nachbarn. Siegfried schrie und weinte. In wenigen Stunden war das Zimmer voller Menschen. Man brachte die arme Frau in's Bett und rieb ihr die Schläfe mit Spiritus, worauf sie die Augen aufschlug und sich wieder erholte. Eine gute Frau aus der Nachbarschaft erboth sich, die Nacht bey ihr zu wachen. Der arme Siegfried seufzte und weinte viel, mit seinem verbundenen Kopf und seiner blutigen Nase, und konnte nur wenig schlafen.

Gegen Morgen schlummerte er endlich ein und träumte von nichts als von den Schwefelhölzchen, die er so leichtsinnig zerbrochen und weggeworfen hatte. Hätte die Mutter nur ein einziges davon gehabt, so wäre ihr und ihm all dieß Unglück nicht begegnet.

Den Tag darauf konnte Frau Spangenberg wieder aufstehen; aber Mutter und Sohn gingen mit verbundenen Köpfen umher.

Als sie Mittags sich zu Tische setzen wollten, fand sich's, daß ihr zwey silberne Löffel und eine gute Serviette fehlten. Vergeblich suchte man darnach; sie waren fort. Vermuthlich war unter der Menge Menschen, die sich gestern in das Zimmer gedrängt hatten, ein Dieb, der in der Verwirrung das Fehlende entwendet hatte.

So war also der Mangel eines einzigen Schwefelhölzchens Ursache, daß der Milchtopf und das schöne Carousselspiel zerbrochen wurden,

daß Siegfried und seine Mutter kein Abendessen und kein Frühstück bekamen; daß Siegfried die Treppe hinab fiel und Frau Spangenberg schwer verletzt an der Thür niederstürzte, daß beyde fast die ganze Nacht nicht schlafen konnten und ein Dieb ihre Serviette und ihre silbernen Löffel stahl.

Darum, liebe Kinder, verschleudert nichts leichtsinnig, so unbedeutend es auch seyn mag. Sagt nicht, es ist nur eine Feder, nur ein Blatt Papier, nur eine Nadel, nur ein Knäulchen Zwirn; denn es können Fälle kommen, wo dieß Alles von großem Nutzen für euch ist. Solche Dinge kosten freylich nur wenig, oft aber sind sie, wie jenes Schwefelholzchen, gerade in dem Augenblicke, wo man sie braucht, um keinen Preis zu haben.

Die kleine Kartenspielerinn.

Liddy war die zehnjährige Tochter eines reichen und angesehenen Mannes in einer großen Stadt Deutschlands. Sie hatte viele Freundinnen, von denen sie fleißig besucht wurde, und die sie wieder besuchte. Unter diesen Mädchen befand sich aber eine, die öfters mit ihrer Mutter Karte spielte, und wenn sie von ihren Freundinnen Besuch bekam, sie auch mit Kartenspielen unterhielt. An diesen Spielen fand Liddy bald ein ungemeines Vergnügen. Sie lernte dadurch mancherley Spiele, und hatte keine Ruhe, bis sie sich

selbst ein Spiel Karten verschaffte. Nun dachte sie an nichts mehr als an's Kartenspiel. Wohin sie ging, nahm sie ihre Karten mit, und wenn sie Gesellschaft zu Hause hatte, so wurden wieder Kartenspiele vorgenommen. Sobald aber die Mutter Nachricht von diesen Spielen erhielt, nahm sie ihr die Karten weg; und da sie hörte, daß auch in andern Häusern, in die *Liddy* kam, Karte gespielt wurde, entfernte sie dieselbe ganz von ihren bisherigen Gesellschafterinnen und that sie in eine Erziehungs-Anstalt.

Aber sollte man es glauben! auch hier wußte sich das Mädchen Karten zu verschaffen, unterrichtete einige von ihren neuen Freundinnen in ihrer Kunst, und spielte mit ihnen, so oft sie eine Viertelstunde allein beysammen waren. Oft, wenn die Erzieherinn glaubte, sie schliefen ruhig in ihren Betten, saßen sie noch bey einander und spielten Karte.

So verging ein Vierteljahr, als man sie eines Tages beim Spiel ertappte; die Karten wurden ihnen ohne Umstände weggenommen und in's Feuer geworfen. An einer guten Predigt und an Drohungen, wenn es wieder geschehen sollte, fehlte es auch nicht.

Aber mit dem Spielen ist es, wie mit so vielen andern Gewohnheiten, die man so leicht nicht mehr ablegen kann, wenn man sie ein Mal angenommen hat. *Liddy* verschaffte sich heimlich wieder andere Karten und spielte nach wie vor; oft sogar in den Lehrstunden. Dieß Mahl trieb sie es aber nicht so lange unbemerkt, sie

wurde wieder entdeckt und die Karten abermahls verbrannt. Dieser auffallende Ungehorsam verdiente aber noch besonders bestraft zu werden; das Fräulein mußte also mitten im Schulzimmer niederknien und den ganzen Tag mit Wasser und Brot fürlieb nehmen.

Als aber auch dieß nicht helfen wollte und neue Karten zum Vorschein kamen, wurde der Erzieherinn bange, es möchte ihr von der kleinen Spielerinn ihr ganzes Institut verführt werden. Sie war daher entschlossen, Liddy ganz zu entfernen, und bath die Mutter, ihr Kind wieder zurück zu nehmen. Die Ursache verschwieg sie ihr nicht.

Frau von Junker, Liddy's Mutter, welche dieselbe schon ganz von ihrem Fehler geheilt glaubte, erschrak nicht wenig über diesen Brief. Der Gedanke, daß ihre Tochter jetzt schon so leidenschaftlich das Spiel liebe, war ihr schrecklich. Sie besprach sich daher mit ihrem Gemahl, und wurde mit ihm über ein Mittel einig, der jungen Verirrten das Spiel verhaßt zu machen und ihr die Gefahren zu zeigen, denen sie entgegen ging.

Bald darauf kam sie in dem Institute an, um ihre Tochter wieder nach Hause zu holen. Liddy wußte schon, was die Ankunft der Mutter zu bedeuten hatte, und brach bey ihrem Hereintreten in einen Strom von Thränen aus. Die Mutter sah sie nicht an, und begab sich mit der Erzieherinn in ein Nebenzimmer. Wenige Minuten nachher erhielt Liddy Befehl, einzupacken

und sich bereit zu machen, das Institut zu verlassen. Sie hätte vor Scham, so aus dem Hause verwiesen zu werden, in die Erde sinken mögen. Die Augen aller ihrer Gespielinnen waren auf sie gerichtet, und Alle hatten sich einander Bemerkungen über sie in die Ohren zu flüstern. Liddy mußte gehorchen, und so packte sie denn traurig ihre Sachen zusammen. Kaum war sie fertig, so trat die Mutter herein, und hieß sie ernst und trocken Abschied von der Vorsteherinn und ihren jungen Freundinnen nehmen. Liddy that es mit gebrochener Stimme und stieg mit der Mutter in den Wagen. Schweigend fuhren sie beyde nach Hause, wo die Ärmste von dem Vater eben so kalt und trocken empfangen wurde. Sein finstres Gesicht versprach ihr nichts Gutes. Sie besorgte, wenigstens bey Wasser und Brot in einen finstern Winkel, wer weiß auf wie lange, eingesperrt zu werden.

Die ersten Worte des Vaters bestärkten sie in dieser Furcht. Er klingelte dem Bedienten und fragte ihn, ob des Fräuleins Zimmer in Bereitschaft sey? Der Bediente bejahete es, und sogleich wurde die Mutter geberthen, das ungehorsame Mädchen hinauf zu führen.

Gern hätte Liddy in diesem Augenblicke den zürnenden Vater um Verzeihung angefleht, allein sie fühlte nicht Muth genug dazu, und folgte still weinend der Mutter.

Als sie oben im dritten Stockwerk waren, blieb Frau von Junker vor einer Thür stehen. »Hier,« sagte sie, »ist künftig deine Wohnung;

hier sollst Du von erfahrenen Lehrern in allem, was Dein Herz wünscht, unterrichtet werden; nur kann ich dir keine andere Gesellschafterinn geben, als unsere alte Anna, und auch meines und deines Vaters Umgang mußt du entbehren lernen.«

»Ach Gott,« sagte Liddy weinend, »so soll ich denn wie eine Gefangene hier leben. Ach, liebste, beste Mutter, haben Sie Erbarmen!«

»Nein, nicht gerade wie eine Gefangene; du sollst zwey Mahl in der Woche ausgehen dürfen, und Langeweile wirst du bey deinen Lehrern und den schönen Büchern, die du finden wirst, wohl auch nicht haben. Klopfe nur immer an diese Thür, Anna wird dir sie öffnen.

In diesem Augenblick ging die Thür von selbst auf. Anna nahm ihre junge Gesellschafterinn in Empfang. Die Mutter verschloß die Thür und entfernte sich.

So war denn Liddy förmlich eingesperrt. Sie weinte bitterlich und hörte ihre alte Gesellschafterinn, die sie zu trösten suchte, anfangs gar nicht an. Erst als sie lange genug geweint hatte, ließ sie sich bewegen, ihr Gefängniß genauer zu betrachten. Es war bey weitem nicht so schlimm, als sie dachte. Das Zimmer, in dem sie sich befand, war gemahlt und nichts weniger als unfreundlich. Es sah fast aus, wie die Speisezimmer in einem Kloster, und hatte auch, wie diese, eine Vorrichtung, die Speisen hinein zu schieben, ohne die Thür zu öffnen. Eine Thür führte in das Schlafzimmer, in dem

ein Bett, eine Commode und ein recht hübscher Nachttisch standen. Die Alte hatte ihre besondere Schlafkammer. Außerdem fand sie auch noch ein geschmackvoll tapeziertes Studirzimmer. In der Mitte stand ein Tisch mit einem grünen Teppich, und an der Wand, zu des Fräuleins nicht geringem Erstaunen, ein Repositorium, worauf statt der Bücher eine unzählige Menge Kartenspiele von jeder Art und jeder Größe aufgestellt waren.

Was mochte das zu bedeuten haben? Des Kartenspiels wegen war sie aus der Erziehungsanstalt genommen worden, und nun diese Menge Kartenspiele! Liddy wurde blutroth, als sie dieselben sah. Ihr erster Gedanke war, die Mutter wolle sie auf die Probe stellen, ob sie noch immer nicht von dem häßlichen Spiele lassen werde. Anna schien aber ganz anderer Meinung, und versicherte im Gegentheil, daß Vater und Mutter nichts mehr wünschten, als daß sie sich recht satt spielen möchte. »Haben Sie vielleicht Lust, liebe Liddy, noch heute zum Zeitvertreib ein Spielchen mit mir zu machen, so bin ich gleich dazu bereit, und ich will bei Vater und Mutter alles verantworten. Oder soll ich Ihnen die Karten schlagen, und Ihnen prophezejen, was Ihnen in Ihrem Leben begeben wird?«

»Ach,« sagte Liddy, »geh mir mit deinem Kartenschlagen, das ist lauter dummes Zeug. Aber wenn du Mariage spielen könntest, und ich wüßte recht gewiß, daß die Mutter es nicht

erführe« »Sie darf es ja erfahren,« unterbrach sie *Anna*, »und ich büрге für Alles. Also eine Parthie Mariage möchten Sie machen? Ganz recht; ich spiele mit Ihnen, welches Spiel Sie wollen.«

Die Alte war fast eine eben so eifrige Spielerinn, als *Liddy*. Es wurde ein Spiel Karten genommen, das Spielkästchen mit den Marken herbey geholt und das Spiel sogleich angefangen.

Eine Zeitlang ging alles auf's Beste. Aber *Liddy* gewann, und die Alte wollte nicht gern verlieren. Wenn sie verlor, so war sie unausstehlich und hörte gar nicht auf, zu zanken. *Liddy* ärgerte sich bald über sie, bald lachte sie dieselbe aus, und dann wurde die Dame wüthend und fing an, zu schimpfen. Sie nannte *Liddy* eine kleine Betriegerinn, *Liddy* schalt sie dagegen eine Närrinn. Die Alte fuhr auf sie los, und das Fräulein warf ihr nun das ganze Spiel Karten in's Gesicht. »In meinem Leben spiele ich nicht mehr mit dir,« rief die Alte; »und ich nie wieder mit dir,« erwiderte *Liddy*. Da diese jedoch fürchtete, die Alte möchte sie bey der Mutter verklagen, und *Anna* ihrerseits besorgte, *Liddy* möchte den Aeltern sagen, wie sie dieselbe geschimpft und behandelt hatte, so machten sie ihrer Fehde ein Ende, bathen sich einander um Verzeihung, aßen friedlich mit einander und legten sich dann versöhnt zu Bette.

Am folgenden Morgen hatte es kaum sechs Uhr geschlagen, als heftig an die Thür geklopft

wurde. Anna sprang aus dem Bette, kleidete sich in der Eile an und schob den Kiegel zurück. Jetzt wurde auch von außen aufgeschlossen, und der Bediente meldete einen Lehrer der Fräulein Liddy. Das Fräulein gähnte und hätte lieber noch ein Stündchen schlafen mögen, als jetzt schon aufstehen und Unterricht nehmen. Allein der Mann wollte es so und sie mußte sich fügen.

Als sie in ihr Zimmer trat, erblickte sie einen ziemlich gut gekleideten Herrn; auf dem linken Auge hatte er jedoch ein großes schwarzes Pflaster, das ihn ganz entstellte, auch fehlte ihm an der rechten Hand ein Finger und mit dem einen Bein hinkte er etwas. Er sagte dem Fräulein, sich höflich verbeugend, wie sehr es ihn freue, daß ihm das Glück zu Theil geworden sey, einem so lebenswürdigen Kinde Unterricht in seiner Kunst zu ertheilen. — Liddy hielt ihn für einen Zeichenmeister; er wurde aber beynabe böse über diesen Irrthum. »Ey für was sehen Sie mich an, mein Fräulein,« sagte er, »ich habe in meinem Leben kein Reißfeder in die Hand genommen. Die Frau Mamma haben mich gebethen, Sie in der edlen und großen Kunst, zu spielen, zu unterrichten, da Sie dazu so viele Neigung und natürliche Anlagen zu haben scheinen, und man wird finden, daß sie keinen bessern und erfahrnern Meister hätte wählen können. Belieben Sie nur zu sagen, welches Spiel Sie zuerst zu erlernen wünschen: Whist, Boston, Reversi, Pharaon. Doch wir können sie ja

diesen Vormittag gleich alle nach einander vornehmen, da ich mich auf vier Stunden des Tags engagirt habe. Freylich sind unser nur drey; ich kann aber auch im Nothfall noch zwey oder drey andere Personen vorstellen, wenn Sie nur für's Erste die nothwendigsten Spielregeln inne haben.»

Liddy hatte keine geringe Freude, daß sie vier Stunden nach einander spielen sollte; sie konnte aber nicht begreifen, was ihre Mutter, die sonst immer so sehr wider alle Kartenspiele geeifert hatte, bewegen konnte, ihre Tochter jetzt sogar durch einen besondern Lehrer darin unterrichten zu lassen. Herr Hieronymus Prelter, so hieß der Künstler, begriff es gar wohl. »Es geschieht deswegen, mein Fräulein,« sagte er, »weil man alles, was man treibt, aus dem Grunde verstehen muß, besonders aber das Spiel, weil man sonst in Gefahr kommt, sein ganzes Vermögen zu verlieren.« »Ach, das ist Spaß,« sagte Liddy, »wie kann man denn im Spiel sein ganzes Vermögen verlieren.« »Ey,« sagte der Mann, »man muß so jung und unerfahren seyn wie Sie, mein Fräulein, um das nicht zu begreifen. Was werden Sie aber sagen, wenn Sie hören, daß wirklich ein Bruder Ihrer Frau Mutter, einst ein sehr reicher Mann, durch unglückliches Spiel ein Bettler — doch was sage ich, nein, nicht ein Bettler, aber doch ein armer Mann geworden ist. Eben so wie ihm, ist es schon tausend Andern gegangen. Ihre Frau Mutter will nicht, daß auch Sie ein gleiches Schicksal haben sollen,

darum will sie Ihnen in der edlen Spielkunst gründlichen Unterricht geben lassen.»

Liddy erschrak ganz über die Rede dieses Mannes; aber bald war alles wieder vergessen. Sie ging an das Repositorium und holte Karten und Marken herbey.

Nun begann der Unterricht; es wurde Whist und Boston, Reversi und Pharao gespielt. Die ersten Stunden machten ihr etwas Langeweile, weil zu vielerley Regeln und Kunstwörter zu merken waren, darum wurde mitunter auch viel geplaudert. Liddy hätte schon von dem ersten Augenblicke an gerne wissen mögen, warum der Kartenkünstler auf dem linken Auge ein Pflaster habe. Lange hielt sie es für unbescheiden, ihn darüber zu fragen; am Ende konnte sie aber doch nicht länger ihrer Neugierde widerstehen. Sie haben vermuthlich das Unglück gehabt, sich durch einen Stoß oder Fall am Auge zu verletzen, weil sie ein Pflaster darauf liegen haben?»

»D,« erwiderte der Spieler, »wenn es bloß eine Verletzung wäre; aber so ist das ganze Auge schon lange dahin, und auf eine recht schimpfliche Art bin ich darum gekommen. Ein junger Baron, dem ich seine Mutterpfennige auf die ehrlichste Weise von der Welt abgewonnen hatte, setzte sich in den Kopf, ich hätte ihn darum betrogen, und erkrehte sich, mich vor aller Welt einen Schurken zu nennen. Einen solchen Schimpf kann ein Mann von Ehre nicht auf sich sitzen lassen. Ich forderte ihn und hoffte, mit dem armen Wicht leicht fertig zu werden.

Da er aber alles, was er that, ganz einfältig anfing, so hielt er auch den Degen so ungeschickt, daß er mir das linke Auge damit austach. Ich sank ohnmächtig nieder; man trug mich nach Hause und mein Leben war lange in Gefahr. Dem jungen Herrn Baron ging es indessen nicht viel besser, als mir; er wurde verhaftet, geschlossen und in's Gefängniß gesetzt. Wäre ich gestorben, so wäre es auch ihm an's Leben gegangen. Er war der einzige Sohn und Erbe sehr reicher Aeltern; darum kamen der Herr Papa und die Frau Mama in großer Angst und Eile, um ihr liebes Söhnchen wieder frey zu machen; aber nur meiner guten Natur hatten sie es zu verdanken, daß er seinen Kopf behielt und mit einer sechsmonathlichen Gefängnißstrafe loskam.»

»Ach, Gott Lob,« rief Liddy, der ganz bange wurde; »Gott Lob, daß Sie nicht gestorben sind! O, wie hätten mich der arme Mensch und die armen Aeltern gedauert, wenn er das Leben hätte verlieren müssen!«

»Ey,« sagte der Spieler, »er hätte es nicht besser verdient. Der Dummkopf! einen Mann, wie ich, einen Schurken zu schelten und mir das Auge aus dem Kopfe zu stechen!«

So vergingen unter Spielen und Plaudern, die Stunden des Unterrichts, und Herr Hieronymus Preller empfahl sich mit dem Versprechen, sich morgen um sechs Uhr wieder einzufinden.

Liddy sah ihn gern gehen; sie fürchtete sich ganz vor ihm, seitdem sie die Duellgeschichte

gehört hatte, und besorgte, er möchte vielleicht wirklich das seyn, was der Baron ihn gescholten hatte; über Tische sprach sie fast von nichts anderem, als von dieser Geschichte.

Kaum war abgegessen, so wurde die Thür aufgeschlossen, und siehe da, es trat mit einer vornehmen Verbeugung und mit einem frechen Blick eine Dame von ungefähr vierzig Jahren herein, und sagte dem Fräulein, daß sie von der gnädigen Mama den Auftrag erhalten habe, ihr Unterricht im Picket-, Trisfet- und andern dergleichen hohen Spielen zu geben.

»Schon wieder spielen,« sagte E i d d y leise zu Anna, die ganz erstaunt und verdrießlich ausah; machte aber doch der neuen Lehrerin eine Verbeugung. Anna brachte den Spieltisch in Ordnung und warf mitunter Blicke auf die Dame, die Unwillen und Verachtung ausdrückten. Sie spielte mit, weil sie spielen mußte, sprach aber fast kein Wort. Allein kaum war das Weib wieder gegangen, so ließ sie ihrer Zunge freyen Lauf. »Ich weiß nicht,« sagte sie, »was Ihre Frau Mutter denkt, so ein Geschöpf in's Haus zu lassen, und sogar zur Lehrerin ihrer Tochter zu wählen. Wissen Sie, wer dieses Weib ist? Sie war die Frau eines Ehrenmannes zu Dresden; aber eine so leidenschaftliche Spielerin, daß sie um Geld und Ehre kam, eine Diebin und Betriegerin wurde. Sie versetzte Silbergeschirr und Juwelen, machte Schulden auf ihres Mannes Nahmen, entwendete ihm mehrere Rollen Gold, um sich Barschaft zum Spielen zu

verschaffen, und ging endlich mit einem jungen Menschen, der nicht besser war als sie, davon. Sie vergaß Gemahl und Kinder, und sank von dem Range einer angesehenen Frau zur Classe der verworfensten Geschöpfe herab. Sehen Sie, ein solches Weib ist die Madame Schummel. Hätte ich nicht besorgt, Ihre Frau Mutter zu beleidigen, so hätte ich den Bedienten gerufen, und hätte sie, wäre sie nicht gutwillig gegangen, die Treppe hinabwerfen lassen. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ihre Frau Mutter denkt; mir aber dürfte gewiß, so eine geringe Frau ich auch bin, ein so nichtswürdiges Geschöpf nicht über die Schwelle kommen. Aber lassen Sie mich nur machen; ich hoffe, sie wird heute zum ersten und letzten Male hier gewesen seyn. Man kennt sie wahrscheinlich noch nicht so, wie ich sie kenne; allein ich will sie schon schildern.»

Wirklich kam diese Person nicht mehr in das Haus. Wohl aber setzte der Herr mit dem Pflaster auf dem Auge seinen Unterricht regelmäßig die ganze Woche fort. In einer dieser Stunden fragte ihn Liddy, die schon jetzt nicht viel Achtung für ihn hatte, wie er um den Finger an seiner linken Hand gekommen sey.

»Ach,« sagte er, »auf eine eben so schimpfliche Art, wie um mein Auge. Ich bekam Händel im Spiel mit einem Offizier, einem Brausekopf, der immer gewinnen wollte und durchaus keinen Verlust ertragen konnte. Er verlor einmal vierzig oder fünfzig Louisd'or auf einen Satz an mich, und wurde darüber so wüthend, daß

er mir mit seinem Säbel den Kopf gespaltet haben würde, wenn ich nicht den Hieb mit einem Spiel Karten, das ich in der linken Hand hielt, parirt hätte. Es kostete mir zwar einen Finger, aber der Kopf war gerettet, und ich erhielt alle nur erwünschte Satisfaction, denn der Herr Capitän wurde cassirt, nicht weil er mir den Finger abgehauen, sondern weil er die Gelder seiner Compagnie verspielt hatte. Er soll nachher im größten Elende gestorben seyn.»

Liddy hörte den Schluß dieser Geschichte mit Entsetzen an. »Also sind Sie an dem Unglück und an dem Tode dieses Offiziers Schuld!« rief sie aus. »Ey, warum denn ich?« sagte trotzig der Ehrenmann; »wer kein Geld zu verlieren hat, der soll auch nicht spielen und nicht den Bramarbas machen wollen.«

»Ihr lahmes Bein,« sagte Frau Anna schlau lächelnd, »haben Sie sich gewiß auch durch ein solches Abenteuer zugezogen?«

»Das ist wahr,« erwiederte der Spieler; »eben auch durch solche Händel im Spiel. Es war zu Paris. Ich schlug mich mit einem Chevalier; er verwundete mich in's Bein und ich stach ihn dafür nieder.«

Der Mann schien ganz stolz auf diese Heldenthat; Liddy konnte ihn aber von jetzt an nicht anders, als mit Abscheu ansehen, und sie erschrak, so oft er zur Thür herein trat. Es wurde ihr auch von nun an ganz unheimlich bey dem Spiel, und sie konnte die Tage kaum er-

warten, wo ihr erlaubt war, auszugehen und sich die Zeit auf eine andere Art zu verkürzen.

In der zweiten Woche erschien, statt der Dame, die so sehr das Mißfallen und den Unwillen der alten Anna erregt hatte, eine neue Lehrerin, die ganz betrübt aussah. Sie seufzte bisweilen so tief, und sah ihre junge Schülerin mit so klagenden Blicken an, daß Liddy sich nicht enthalten konnte, sie schon in der zweiten Stunde um die Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen.

»Ach,« sagte sie, »bestes Fräulein, das leidige Spielen, worin ich ihnen Unterricht geben soll, ist allein die Quelle meines Unglücks. Es hat meinen Mann in das Zuchthaus, und mich und meine Kinder an den Bettelstab gebracht.«

»Schon wieder eine Unglücksgegeschichte durch das Spiel,« rief Liddy aus, indem sie die Karten sinken ließ.

»O Fräulein,« fuhr die Fremde fort, und Thränen stürzten ihr aus den Augen, »entsagen Sie für immer der leidigen Spiellust, so lange es noch Zeit ist; verfluchen Sie die Karten, wenn Ihnen Ihre Herzensruhe, Ihr häusliches Glück, Ihre Ehre und Tugend lieb sind.« — Indem sie so sprach, warf sie die Karten mit Abscheu aus der Hand. — »Ach, ich hatte einen braven Mann; er war Rechnungsbeamter und ich hatte nichts weiter an ihm auszusetzen, als die leidige Neigung zum Spiel. Bisweilen gewann er, und dadurch wurde das Uebel noch ärger. Er spielte nun immer leidenschaftlicher,

wollte reich durch das Spiel werden, und machte seine Familie zu Bettlern, sich selbst aber zum Verbrecher. Das Gewonnene wurde wieder verloren, und noch viel mehr dazu. Er nahm Geld aus der herrschaftlichen Casse, um wieder zu seinem Verlust zu kommen, und verspielte auch dieses. Als er Rechnung ablegen sollte, kam seine That an den Tag. Er verlor seine Freyheit, seine Ehre; mit Ketten an den Füßen arbeitet er jetzt unter gemeinen Verbrechern im Zuchthause, indeß ich mit meinen Kindern im bittersten Elende schmachte.«

Mit diesen Worten sank sie auf den Stuhl zurück und verhüllte ihr Gesicht mit beyden Händen. Auch L i d d y konnte sich der Thränen nicht enthalten, und sogar die Alte blieb nicht ungerührt.

»Ich bin nicht im Stande,« fuhr sie fort, »Ihnen weiter Unterricht im Spielen zu geben. Sie werden mich nie wieder sehen. Ich habe diese heillose Kunst von meinem Manne gelernt, und habe Ihrer Frau Mutter versprochen, auch Sie darin zu unterrichten; es geschah aber bloß, um Sie davor zu warnen, so sehr ich durch Worte und Beyspiel nur warnen kann.« — Sie sprach noch Einiges über die Unheil bringende Spielsucht und entfernte sich dann.

Der Besuch dieser Frau machte auf L i d d y einen tiefen Eindruck. Sie konnte die halbe Nacht nicht schlafen, und als sie endlich einschlief, träumte sie von nichts anderem, als von dem Rechnungsbeamten mit Ketten an den Füßen im Zuchthause, von ihres saubern Lehrers ausgestochenem

Nuge und abgehauem Finger, von dem Menschen, den er umgebracht hatte, von dem Offizier, der cassirt wurde und im Elende starb; von dem nichtswürdigen Weibe, das ihren Mann bestohlen und dann davon gegangen war; von dem jungen Baron, der in Gefahr kam, sein Leben auf dem Blutgerüste zu endigen, und von seinen trostlosen Aeltern, die auf eine so schimpfliche Art ihren einzigen Sohn, den Erben ihrer Güter, verlieren sollten. An all diesem Unglück war das Spiel Schuld. Mit Entsetzen hing sie diesem Gedanken nach und nahm sich vor, den heillosen Karten, wodurch sie sich selbst schon um ihre angenehmsten Tage in der Erziehungsanstalt und um ihre Freyheit gebracht hatte, für immer zu entsagen.

Seit dem Tage, da sie ihr Zimmer betreten, hatte sich weder Vater noch Mutter vor ihr sehen lassen, und Liddy's Bitten, sie zu besuchen, waren vergeblich gewesen. Sie ersann daher einen Plan, sich vor allem wieder den geliebten Aeltern zu nähern. Schon Morgens um fünf Uhr stand sie auf, kleidete sich an, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, wo der verhaftete Hieronymus Preller herein treten würde. Endlich ging die Thür auf, und ehe sich der edle Herr besinnen konnte, schlüpfte Liddy hinaus, sprang die Treppen hinab, und eilte durch die offenen Zimmer in die Schlafkammer der Aeltern, die noch im Bette lagen. »Beste Mutter,« rief sie, ihr um den Hals fallend, »höre auf, mich zu strafen, ich bin ge-

bessert, o gewiß, ich bin ganz gebessert! Ich verabscheue das Spiel und verspreche Dir, nie wieder eine Karte in die Hand zu nehmen. Auch Dir, bester Vater, verspreche ich es; aber schenken Sie mir Ihre Liebe wieder, erlauben Sie mir, zurückzukehren in das Institut; ich will gewiß in kurzer Zeit alles Versäumte wieder einbringen, und künftig sollen Sie nur Freude an mir erleben.»

Der armen Liddy wurde gewährt, um was sie bath, doch nicht ohne Bedenklichkeiten, denn die Aeltern trauten ihrer schnellen Befeh- rung noch nicht. Als sie aber hörten, was für einen tiefen Eindruck die Erzählungen ihrer Lehr- rer im Spiel auf sie gemacht hatten, glaubten sie ihren Vorsätzen und gaben sie ihrer Erziehe- rinn zurück. Sie hatten nicht Ursache, ihr Zu- trauen zu bereuen, denn nie wurden wieder Karten bey Liddy gefunden.

Die Aeltern hatten absichtlich ihr diese Per- sonen zu Lehrern gegeben, daß sie aus ihrem eigenen Munde die verderblichen Folgen der Spielsucht vernehmen möchte.

Bestrafter Muthwille.

Man verzeiht den Kindern wohl einen klei- nen muthwilligen Scherz, denn wer hat nicht in seiner Jugend bisweilen lustige Schwänke an- gegeben, nur zu weit müssen sie nicht gehen,
 Jugend-Bibliothek. 6. Bd. 8

und, wie bey Alexandrinen Wolgast, in Bosheit ausarten.

Früh schon fing dieses Mädchen an, Menschen und Thiere zu necken und zu plagen. Sie knipp andere Kinder, zupfte sie bey den Haaren, brachte ihnen, ehe sie sich's versahen, einen Nasenstüber bey, gab ihnen auch wohl unvermuthet eine tüchtige Ohrfeige, lachte und geberdete sich aber dabey auf eine so drollige Art, daß sie nicht im Ernste böse darüber werden konnten. Die Aeltern achteten wenig auf diese kleinen Unarten, und ahneten gar nicht, wie weit sie nach und nach gehen würden.

Je größer Alexandrine wurde, desto mehr nahm die Lust, zu necken, zu, und die losen Streiche, die sie sich erlaubte, wurden immer bössartiger. Sie wagte sich jetzt auch an erwachsene Personen, steckte Nadeln in die Stühle, die Spitze aufwärts, daß man sich stach, wenn man sich darauf setzte. Kam ein alter Herr mit einer Perrücke, so hatte sie eine kleine Angel in Bereitschaft. An der Angel war ein langer starker Faden, den sie unvermerkt hinten an den Stuhl band; den Angelhaken aber ließ sie auf die Perrücke fallen. Wenn nun der Mann aufstand und sich entfernen wollte, so blieb die Perrücke an der Angel hängen, und er stand im bloßen Kopfe da. Ein anderes Mahl heftete sie die Kleider zweyer Damen, die neben einander saßen, zusammen. Wenn sie nun aufstanden, so gab es Risse, und eins der Kleider war vielleicht ganz und gar verdorben.

Das hieß nun doch den Spaß zu weit getrieben. Die Aeltern, die anfangs dazu lachten, fingen an, ungehalten zu werden und sprachen ernste Worte darüber mit Alexandrine n. Allein, da sie die einzige Tochter war, wurde nie etwas ganz strenge mit ihr genommen.

Was waren aber die ersten Folgen von dieser zu großen Nachsicht? Alle Freunde und Bekannte fingen an, Herrn Wolgast's Haus zu meiden; Niemand wollte sich länger dem Muthwillen des ungezogenen Mädchens aussetzen. Die Aeltern waren ganz verwundert, daß die Besuche so selten wurden. Da nicht von selbst Gesellschaft kam, so ließen sie Leute zu sich bitten; allein Niemand wollte der Einladung folgen, Jeder hatte eine Entschuldigung; der Eine war unpäßlich, der Andere war schon anders wohin versprochen; der Dritte hatte eine kleine Reise vor. Mit einem Worte, das Haus wurde öde, und nur Alexandrine war Ursache, daß es gemieden wurde.

Sie selbst hatte zuerst dafür zu büßen, denn Niemand war eine größere Freundin von Gesellschaften als sie. Wie viel köstliche Kuchen und andere Leckerbissen, wie viel Zeitvertreib und Pustage hatte sie jetzt weniger! Auch ihre losen Streiche konnte sie nicht mehr so ausüben wie sonst; sie suchte aber bald andere Gegenstände ihres Muthwillens.

Ihre Tante hatte ein Hündchen, das ihr sehr lieb war. Alexandrine band ihm die Hinterbeine zusammen, und lockte es. Wenn nun

der Hund schnell auf sie lossprang und hinfiel, sich aufriffte und noch ein Paar Mahl niederfiel, so war dieß ein nicht geringes Vergnügen für sie. Die Tante schien zwar etwas verdrießlich darüber, da aber A_zor, der sehr fromm und gutmüthig war, sich nichts daraus machte, so sagte sie weiter nichts.

Einst kam aber ein Bauersmann, der das Obst in Herrn Wolgast's Garten gepachtet hatte, und brachte sein Pachtgeld. Er hatte einen großen Spiz bey sich, den er bescheiden vor der Thür ließ, damit das Zimmer nicht von ihm beschmutzt werden möchte; Alexandrine hatte aber keine Ruhe bis er herein kam. »Läßt er sich denn anfassen?« fragte sie den Bauer. »Ja wohl, Mamsellchen,« antwortete der Mann; »er ist fromm und thut keinem Menschen etwas, wenn man ihm nichts thut.«

Alexandrine streichelte den Hund und nannte ihn ihren schönen Spiz. Bald aber fing sie, nach ihrer Gewohnheit an, ihn eben so, wie der Tante Hund, muthwillig zu necken. Spiz ließ sich's eine Zeit lang gefallen, endlich aber fing er an zu murren. Sein Herr hieß ihn schweigen. Zu dem Fräulein aber sagte er: »Nehmen Sie sich in Acht, Mamsellchen, Spiz thut zwar nicht leicht Jemanden etwas, wenn Sie ihn aber zu sehr necken, so könnte er doch böse werden und Sie beißen.«

»Ach, er wird mir nichts thun,« erwiederte Alexandrine und schlang ihm ein Band um die beyden Hinterbeine, wie sie es bey A_zor

gewohnt war. Nun lockte sie ihn: »Komm, Spitzchen, komm!« Der Hund aber rührte sich nicht. »Warte,« sagte sie jetzt, »ich will dich schon gehen lehren . . .«

Mit diesen Worten wollte sie ihm auch ein Band um den Hals schlingen und ihn zu sich ziehen; der Hund schnappte aber nach ihrem Gesichte, und wenig fehlte, so hätte er sie in die Nase gebissen.

Das Mädchen fuhr mit einem Schrey zurück; der Bauer aber prügelte den armen Hund, der mit den zusammengebundenen Beinen sich nicht zu helfen wußte, zur Thür hinaus.

Beynahe wäre Alexandrine bey dieser Gelegenheit um ihr hübsches Näschen gekommen; sie ließ sich aber darum nicht warnen und setzte ihre Neckereien fort.

Einst, da sie die Magd zum Brunnen gehen sah, dachte sie, es müßte ein köstlicher Spas seyn, wenn das Mädchen stolperte und sich die Butte Wasser über den Kopf gößte. Sogleich war sie entschlossen, sich dieses Vergnügen zu machen. Indeß Johanna sich Wasser pumpte, lief sie schnell in die Küche, band einen starken Zwirnsfaden an ein großes Stück Holz und legte es nahe an den Ort, wo die Butte gewöhnlich stand. Wenn nun Johanna kommen und das Wasser an seinen Platz stellen würde, wollte sie unvermerkt den Faden anziehen, damit das Holz ihr zwischen die Füße kommen und sie darüber stolpern möchte.

Allein der Schwank mißlang. Das Mädchen

kannte schon Fräulein Alexandrinen und versprach sich nichts Gutes, als sie dieselbe in der Küche sah. Sie passte daher wohl auf und bemerkte den Faden, den das Fräulein in der Hand hielt.

Bald wurde sie auch gewahr, daß das Stück Holz sich bewegte und ihr vor die Füße gerückt wurde. Sie sagte jedoch nichts, sondern stolperte absichtlich darüber, goß aber das Wasser nicht sich, sondern der schadenfrohen Alexandrine, gegen die sie hintaumelte, über den Kopf.

So fiel das Fräulein selbst in die Grube, die sie einer andern gegraben hatte. Johanna machte ihr große Entschuldigungen, bedauerte unendlich, daß sie so übel zugerichtet sey und bath sie um Verzeihung; ihr Mund verzog sich aber dabey in ein schadenfrohes Lächeln.

Alexandrine lief, durch und durch naß, mit einem großen Geschrey hinein zur Mama und beschuldigte Johannem, daß sie ihr recht mit Fleiß die ganze Butte Wasser über den Kopf gegossen und sie beynabe ersäuft habe. Johanna aber behauptete, sie habe es ganz unwillkürlich gethan, weil sie über ein Stück Holz gestolpert sey, welches das Fräulein ihr, vermittelst eines daran gebundenen Fadens, in den Weg gerückt habe, damit sie darüber fallen möchte. Zum Beweis brachte sie das Stück Holz mit dem Faden in das Zimmer. Alexandrine gestand, daß sie sich ein unschuldiges Späßchen habe machen wollen, beharrte aber darauf, daß

ihr das Mädchen absichtlich das Wasser über den Kopf gegossen habe.

Die Mutter schickte J o h a n n e n mit einem Verweis in die Küche zurück; einen viel schärfern erhielt aber A l e x a n d r i n e, die ihrer Bosheit überwiesen war. Der Mutter, die bis jetzt dem Muthwillen ihrer Tochter mit zu großer Güte nachgesehen hatte, fing nun an, bange zu werden; sie stellte ihr ernstlich die Folgen vor Augen, und sparte weder Bitten noch Drohungen; allein umsonst.

Indessen hatte J o h a n n a diese Geschichte der Köchinn, dem Bedienten und einer alten Hausmeisterinn erzählt, aber ohne ihnen zu sagen, daß das Fräulein vorsätzlich so von ihr begossen worden war. Es erhoben sich sogleich alle Stimmen gegen das muthwillige Mädchen. Anfangs hatten sie über ihre Possen gelacht; nun aber, da sie selbst der Gegenstand derselben wurden, dachten sie ganz anders.

Die Hausmeisterinn nahm sich vor, bey der nächsten Gelegenheit dem kleinen Schadenfroh derb die Wahrheit zu sagen; was sie auch wirklich that. Sie hielt dem Fräulein eine lange Strafpredigt, in der sie ihr vorstellte, daß sie sich, wenn sie so fortführe, bald alle Menschen zu Feinden machen würde; auch gab sie ihr auf den Kopf Schuld, daß Niemand anders als sie, durch ihre tolln Streiche, alle ehemahlige Freunde und Bekannte aus dem Hause der Aeltern entfernt habe.

A l e x a n d r i n e antwortete darauf höchst

schimpfisch, und nahm sich vor, ihr selbst einen Streich zu spielen, bey dem sie ihrer lange gedenken sollte.

Ach er gelang ihr nur zu gut!

Die Vorrathskammer war nähmlich unten im Hause nach dem Hofe zu; eine besondere kleine Treppe führte zu ihr hinab. Alexandrine wußte, daß die Hausmeisterinn jeden Abend ihre Vorräthe für den folgenden Tag herauf holte. Diese Treppe wollte sie dieselbe hinunter fallen lassen, während sie in der Nähe lauschen und sie nachher recht auslachen würde. Sie freute sich schon im voraus, die Alte schreyen und schimpfen zu hören. Freylich hatte sie einen Verweis von der Mutter dafür zu erwarten; aber diese war ja so gut, und so leicht zu besänftigen.

Was that nun das muthwillige Mädchen? Sie spannte einen starken Strick, den sie sich vom Kutscher hatte geben lassen, quer über die Treppe, eine Spanne hoch über die fünfte oder sechste Stufe von unten, so, daß die arme Frau im Dunkeln mit den Füßen daran hängen bleiben und hinunterstürzen mußte.

Kaum war Alexandrine mit ihren Anstalten fertig, so kam die Hausmeisterinn, die nichts Arges ahnete, mit einem Topf in jeder Hand die Treppe herab, sah den Strick nicht und that einen so unglücklichen Fall, daß sie den rechten Arm zerbrach.

Bey dem Jammergeschrey, das sie erhob, lachte Alexandrine laut auf, denn sie glaub-

te, es habe nur etwa eine Beule am Kopfe gegeben; die Mutter aber, die eben oben an der Treppe stand und das Poltern und Schreyen hörte, eilte hinab, sah eben so wenig als die Hausmeisterinn das Seil und stürzte, eben so wie diese, die sechs letzten Stufen hinab, doch ohne den Arm oder ein Bein zu brechen, weil sie auf die unglückliche Frau fiel.

In einem Augenblick war jetzt das ganze Haus in Bewegung. Alexandrine gerieth außer sich, da sie auch die Mutter fallen sah, und verkroch sich mit einer Angst, die sie noch nie empfunden hatte, in einen Winkel. Der Strick wurde bald entdeckt. Wer anders konnte ihn ausgespannt haben, als sie? Der Kutscher erkannte ihn für den, den er dem Fräulein gegeben hatte.

Als der Vater von dieser neuen Bosheit seiner Tochter hörte, fragte er sich, wodurch er es wohl verschuldet haben könnte, daß der Himmel ihm ein solches Kind gegeben habe? Er konnte sich nicht entschließen, sie nach dieser That zu sehen, weil er seinem Zorn nicht traute. Zehn Tage lang durfte sie weder ihm noch der Mutter unter die Augen kommen; vom ersten Tage an aber wurde sie verurtheilt, die alte Hausmeisterinn, so lange sie zu Bette liegen würde, zu bedienen, ihr Jammern mit anzuhören, so oft sie verbunden wurde, und nach ihrer Wiedergenesung den Wundarzt, den Apotheker und alle andere Kosten zu bezahlen. Und da sie nicht Geld genug in ihrer Sparbüchse hatte, ließ ihr der

Vater ohne Gnade ihren Schmuck, ihre schönsten Kleider und alles, was ihr am liebsten war, verkaufen. Dabey versicherte er ihr kalt und entschlossen, daß er sie das nächste Mahl, wo sie wieder eine solche Bosheit verübte, ohne Umstände an die Obrigkeit zur Bestrafung abgeben würde.

Von jetzt an legte Alexandrine ihren Muthwillen ab. Sie hatte aber die Liebe ihrer Aeltern verloren, und erlangte sie nie wieder in dem Grade wie vorher. Dabey sah Jedermann mit Verachtung auf sie.

Geschwisterliebe.

Nichts ist erfreulicher als Geschwisterliebe, nichts empörender als Geschwisterhaß und Feindseligkeit. Nach Vater und Mutter sollte unserm Herzen Niemand näher seyn, als Brüder und Schwestern, denn sie sind unsere ersten Freunde auf dieser Erde; warum sollten wir also nicht durch wechselseitige Nachgiebigkeit, durch Geduld, Gefälligkeit, herzliche Liebe die ersten Bande der Natur noch fester zu knüpfen suchen?

Friederike und Elise Müller waren beyde ein Muster zärtlicher Schwestern. Was die Eine wollte, wollte auch die Andere; nie machten sie sich Verdruß bey den Aeltern; im Gegentheil, sie suchten alles Unangenehme von einander abzuwenden. Einst hatte Friederike das Unglück, der Mutter schönste Theekanne zu

zerbrechen. Sie war außer sich über ihre Ungeschicklichkeit und fürchtete die Verantwortung. Da ging, ohne etwas zu sagen, Elise zur Mutter und gab sich selbst als die Thäterin an. Gelassen ertrug sie alle Vorwürfe und Verweise, ließ sich auch gern gefallen, die zerbrochene theure Kanne zu bezahlen. Als aber der Sturm vorüber war, trat sie heiter in das Zimmer der Schwester, die noch in Thränen schwamm, und hieß sie ihre Augen trocknen. Friederike, die vernahm, was Elise für sie gethan hatte, fiel ihr dankbar um den Hals, und weinte neue süßere Thränen an ihrer Brust. Sie konnte es aber nicht ertragen, daß in den Augen der Mutter die Unschuldige für die Schuldige angesehen würde; sie riß sich los aus den Armen der Schwester, eilte auf der Mutter Zimmer, warf sich ihr in die Arme und bekannte reumüthig ihre Unvorsichtigkeit. »Nicht Elise,« sagte sie schluchzend, »nein, ich bin diejenige, die Deine Kanne zerbrochen hat, nicht über sie, sondern über mich mußt du Deinen Zorn ergehen lassen; nur ich allein bin Dir Ersatz für Deinen Schaden schuldig.«

Die Mutter wußte erst nicht, was sie denken sollte, als sie aber vernahm, was vorgegangen war, wurde sie so gerührt von der edlen Liebe ihrer Kinder gegen einander, daß sie beyde unter Küßen und Freudenthränen an ihre Brust drückte und sie ermahnte, mit gleicher Selbstverläugnung sich lebenslänglich ergehen zu blei-

ben. Friederiken sprach sie von allem Schadenersatz frey.

Solcher Fälle kamen in dem älterlichen Hause viele vor, und immer war die eine Schwester bereit, für die andere zu büßen, oder sonst auf irgend eine Art zurück zu stehen. Elisen zu Liebe entsagte Friederike manchem schönen Spaziergange, manchem Schauspiele, und mehr als einem Ballo, wenn die Umstände nicht gestatteteten, daß sie beyde zugleich Theil daran nehmen konnten. Eben so bereitwillig versagte sich aber auch Elise zum Besten Friederikens ein Vergnügen. Die Kleidungsstücke, der Putz, der Schmuck der einen Schwester gehörten auch der andern. Friederike fand es ganz natürlich, daß Elise ihren Shawl umhing, wenn sie den andern nicht gleich zur Hand hatte, und Elise hatte nie etwas einzuwenden, wenn Friederike Gebrauch von ihrem Hute oder von ihren Ohrringen machte. Eine suchte der Andern angenehme Ueberraschungen oder sonst ein Vergnügen zu bereiten; Eine war die Vertraute der Andern. So vergingen ihnen heiter in inniger Liebe und Eintracht die Jahre im Hause der Aeltern.

Was sie sich als Kinder gewesen waren, das blieben sie sich auch einander als Jungfrauen und Gattinnen.

Sie hatten das Unglück, früh schon Wittwen zu werden. Friederiken war von ihrem Gatten, der zuerst starb, so wenig Vermögen hinterlassen worden, daß sie kaum davon leben

konnte. Noch ärmer war Elise nach ihres Mannes Tode. Er hinterließ ihr zwey Kinder, und beynabe nichts, um diese und sich selbst zu ernähren. Aber auch hier bewährte sich die Schwesterliebe. Friederike, die für sich allein zwar nicht im Ueberfluß, aber doch sorglos von dem, was sie besaß, hätte leben können, war sogleich entschlossen, die Schwester mit ihren beyden Kindern zu sich zu nehmen, und das Wenige, was sie hatte, mit ihnen zu theilen. Die Aeltern waren längst schon gestorben, und sie hatten daher von dieser Seite keine Unterstützung zu hoffen.

Zehn Jahre lang behalfen sich beyde Schwestern kümmerlich von ihrer kleinen Einnahme und ihrer Hände Arbeit. Nie fiel Friederiken der Gedanke ein, daß sie statt Kartoffeln würde Braten essen und sich viel anständiger kleiden können, wenn sie nicht die Schwester und ihre Kinder zu unterhalten hätte. Ueberzeugt, daß auch Elise ihrerseits dasselbe gethan haben würde, was sie that, wurde ihr kein Opfer zu schwer, und nie ließ sie durch ein unfreundliches Gesicht Mißvergnügen blicken. Sie ging eine Stunde früher als sonst an die Arbeit, legte sich eine Stunde früher zu Bette, und verwandte dafür einen Theil ihrer Zeit auf den Unterricht der Kinder, in dem sie mit Elisen abwechselte. Beyde zogen sich fast ganz von allem gesellschaftlichen Umgang zurück, weil es ihnen an Kleidern fehlte, mit Anstand unter Andern ihres Standes zu erscheinen.

Im zehnten Jahre schien endlich der Himmel die treue Liebe beyder Schwestern belohnen zu wollen. Ein alter reicher Oheim, der sich ihrer im Leben wenig angenommen hatte, starb, und hinterließ ihnen sein ganzes Vermögen.

Alle Noth hatte nun ein Ende. Sie konnten sich jetzt wieder ihrem Stande gemäß kleiden, sich eine bessere Wohnung miethen, anständig leben und den Kindern eine gute Erziehung geben. So wenig sie sich in den schlimmen Tagen verlassen hatten, so wenig verließen sie sich jetzt in den guten; sie waren einander unentbehrlich geworden, und nur der Tod konnte sie trennen.

Der unnatürliche Sohn.

Das traurige Schicksal der alten Mutter Kühle, das von ihrem unnatürlichen Sohne ihr bereitet wurde, ist ein empörendes Gegenstück zur Geschichte des glücklichen Vaters Albrecht, dem seine letzten Lebensjahre durch die kindliche Liebe seiner Tochter Marie so sehr erheitert wurden.

Georg Kühle, ein wohlhabender Schneidemeister, hatte seiner Frau zwey Söhne, ein hübsches Haus und gute Nahrung hinterlassen. Beyde Brüder lernten das Handwerk ihres Vaters. Der ältere, Anton, übernahm nach seiner Rückkehr aus der Fremde die väterliche Werkstatt, der Andere fand sein Unterkommen an einem andern Orte.

Die Mutter wollte jetzt von ihrem Hause und einer nicht ganz unbeträchtlichen Summe Geld, die sie bey ihrer Vertheirathung als Aussteuer mitgebracht hatte, für sich allein leben; und wohl hätte sie gethan, wenn sie bey diesem Gedanken geblieben wäre. Ihre Söhne machten ihr aber Vorstellungen. »Sie fängt an alt zu werden, liebe Mutter,« sprachen sie, »und im Alter ist nicht gut allein seyn. Sie hat Kinder; warum will Sie sich von ihnen trennen? Wer wird Sie treuer und besser pflegen, als ein Sohn, wenn die Lage kommen, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht? Und lebt sich's, so lange man bey Gesundheit und Kräften ist, nicht viel angenehmer in der Nähe seiner Kinder und Enkel, als unter Fremden oder in langweiliger Einsamkeit.«

So sprachen sie, und die Mutter ließ sich bereden, bey ihrem Sohn Anton zu bleiben. Sie hatte es in den ersten Zeiten nicht zu bereuen. Anton heirathete eine Frau, die der Schwiegermutter ganz freundlich begegnete, und ein Kind gebar, das ihr neue Freuden machte.

Nun kamen aber die Söhne mit einem andern Anliegen. Das Haus und das bare Geld gehörte noch immer der alten Mutter, und die Söhne hätten gern alles schon zu ihren Lebzeiten in den Händen gehabt. Sie sagten ihr das nicht geradezu, aber sie stellten ihr vor, um wie viel bequemer sie leben würde, wenn sie sich von diesen Sorgen ganz losmache. »Wozu braucht eine Witwe, die schon verheirathete Söhne hat,

ein Haus,« sagte Anton. »Ueberlasse Sie, gute Mutter, diese Last uns; wir als Männer, können sie besser tragen, als Sie. Wir geben Ihr dagegen freye Wohnung, Kost, Wäsche, Kleidung, kurz, wir sorgen für Sie wie für uns selbst. Was will Sie mehr? Und sterben wir eher als Sie, so müssen statt unser dieß alles unsere Frauen und Kinder erfüllen. Gleich morgen gehen wir, wenn Sie will, vor Gericht und lassen alles niederschreiben.«

Die alte Frau hielt ihre Söhne, besonders den Anton, für besser als sie waren; sie ließ sich bereden, ihnen ihr Haus und ihr ganzes Vermögen unter der Bedingung abzutreten, daß sie es ihr an nichts sollten mangeln lassen.

Noch eine Zeit lang ging alles gut. Die Mutter war fleißig und führte die Nadel mit großer Fertigkeit. Sie ersparte dem Sohn einen Gesellen; er hatte nicht Schaden, sondern Nutzen von ihr. Dabey war sie der jungen Frau eine gute Kinderwärterinn; es kamen zu dem ersten noch zwey, drey, vier Kinder; alle wollten von der Großmutter gepflegt seyn; die Großmutter kleidete sie an, gab ihnen zu essen, brachte sie zu Bette, und die Mutter hatte dabey ein ruhigeres Leben. Wenn die alte Frau einmahl klagte, daß sie kaum eine Stunde habe schlafen können, so nahm man die Sache mehr von der soaßhaften Seite und scherzte darüber. So hatte die arme Großmutter weder bey Tage noch bey Nacht Ruhe; sämtliche Kinder hingen an ihr, und während die Schwiegertochter an Sonn-

und Feyertagen mit ihrem Manne spazieren ging, wußte die Mutter oft zu Hause nicht, wo ihr der Kopf stand. Dieß waren die ruhigen Tage, die ihr die Söhne versprochen hatten. Bisweilen hätte sie vor Unmuth weinen mögen; dann sagte sie sich aber wieder mit ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit: »Es sind ja deine Enkel; sie machen dir Freude, wie einst deine Kinder: also trage auch in Geduld ihre Unarten, wie du sie bey deinen Kindern getragen hast.«

Die Kleinen wuchsen heran; die Kräfte der alten Großmutter schwanden aber immer mehr, und sie konnte am Ende nicht mehr thun, was sie sonst gethan hatte. Zuerst vermißte der Sohn ihre Hilfe bey seiner Arbeit. Ihre Augen waren schwach geworden; sie konnte nicht mehr nähen. Man wußte sie indessen auf eine andere Art zu beschäftigen. Es war von ihrem Gelde ein Garten außerhalb der Stadt gekauft worden. Täglich mußte sie hinauswandern, die leeren Beete umgraben und bepflanzen, begießen, die für die Wirthschaft nöthigen Gemüse abschneiden und in einem Korbe auf dem Rücken herein tragen. blieb sie etwas zu lange aus, so warteten ihrer schöne Keden und Verweise, und gewöhnlich auch noch schmutziges Kinderzeug, das sie auswaschen mußte.

Oft fragte sich seufzend die arme Frau: »Wo ist hier das ruhige Alter, wo sind die sorgenfreyen Tage, die man mir versprochen hat? Ach ich sehe nirgends für mich Ruhe, als im Grabe!«

Sie war schon ihrem siebenzigsten Jahre

nabe; ihre Kräfte verließen sie immer mehr; sie konnte nicht mehr in dem Garten arbeiten und schwere Körbe tragen, wie vorher, und nun wurde sie dem undankbaren Sohne, dem sie Haus und Gut gegeben hatte, zur Last; sie lebte ihm zu lange, er stieß sie herum, wenn sie ihm in den Weg kam, gab ihr beleidigende Nahmen, fragte sie, wie lange sie ihm noch zur Last und zum Aerger herumlaufen werde? — Solche Reden schmerzten sie tief. Oft ging sie weinend aus dem Zimmer, und wendete sich, die Hände ringend, zum Himmel: »Wann werde ich frey werden, o Gott, wann werde ich frey werden von den Leiden dieser Erde!«

Je älter die unglückliche Frau wurde, desto mehr wünschte der pflichtvergessene Sohn, ihrer entledigt zu seyn. Gern hätte er sie jetzt dem andern Bruder zugeschoben, allein dieser hatte schon längst alles, was er besaß, verpraßt, und konnte nichts mehr geben, wenn er auch den Willen gehabt hätte. Bisweilen schenkte er ihr von seinem Verdienst einen Gulden, daß sie sich etwas damit zu gute thun möchte; Anton durfte aber nicht erfahren, daß sie Geld hatte, weil er es ihr genommen haben würde. Der Unmensch wartete mit Verlangen von einem Tage zum andern auf ihren Tod, er mußte sie aber fast bis zu einem Alter von neunzig Jahren behalten.

Endlich wurde der Undankbare der alten Mutter los, die seiner Kindheit gepflegt und so viel für ihn gethan und gelitten hatte. Er ge-

wann nichts dabey, als etwas schlechte Kost und die Kammer, die sie bewohnt hatte. Von nun an schien ihn aber die Rache des Himmels zu verfolgen. Er bekam im Gesicht und an mehreren Theilen des Körpers einen ekelhaften Ausschlag, eine Art von Krebs, der ihm ein so widriges Ansehen gab, daß seine Kunden sich vor ihm entsetzten, und sich und ihre Kleider nicht von seinen Händen wolten berühren lassen. Als ihm seine Frau starb, wurde das Elend noch größer; bald war er ganz ohne Arbeit, und er mußte Haus und Garten verkaufen. Nach wenigen Jahren war alles Geld, das er daraus gelöst hatte, fort, und er sah sich genöthigt, seine Kinder in der Stadt herum zu schicken und für sich betteln zu lassen. Man gab ihm zwar Almosen, aber weil man wußte, wie er seine Mutter behandelt hatte, immer mit eben so großem als gerechten Unwillen.

So bewährte sich denn auch hier der Spruch Jesus Sirachs: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder!

Minna, die Empfindliche.

Minna war ein wunderliches Mädchen, zwar herzensgut, aber ungemein empfindlich und stets unzufrieden mit den Menschen, weil sie sich nie ganz so gegen sie betrogen, wie sie es erwartete. Mußte sie von einem Spaziergange zu-

rück bleiben, weil die Küche zu besorgen war, so konnte sie ihren Unmuth nicht verbergen. »Die Mutter,« saate sie, »hätte mich wohl mitnehmen können; ich bin die älteste unter den Schwestern, mir gebührt der Vorzug vor den jüngeren.«

An ihrem Geburtstage erhielt sie ein schönes neues Kleid; aber statt sich zu freuen, fehlte wenig, so hätte sie darüber geweint. Die Mutter, meinte sie, hätte ihre Wünsche leicht errathen können, denn sie habe sie deutlich genug zu verstehen gegeben, aber man achte nicht auf das, was sie sage und thue. Nur ein schöner Florentiner-Hut könne ihr Freude machen, Kleider habe sie genug.

An dem Genesungs-feste Lorchens, einer Freundin Minna's, wurde eine Spazierfahrt auf das Land veranstaltet. Es war nur ein Wagen da, für die Genesene mit ihren Aeltern und eine ihrer Freundinnen, die übrigen jungen Mädchen sollten zu Fuß gehen. Minna rechnete auf einen Platz im Wagen, und nahm es sehr übel, daß er einer anderen zu Theil wurde. Sie behauptete, der Platz gebühre ihr, als der ältesten Freundin, und blieb in ihrem Unmuth über eine solche Zurücksetzung lieber zu Hause, als daß sie mit der übrigen Gesellschaft zu Fuß gegangen wäre.

Beständig hörte man in ihrem Munde die Worte: Clara hätte dieß, Emma hätte das thun sollen; ich hätte von Josephinen dieß oder das erwartet; ich kann verlangen, daß Lottchen sich so und so gegen mich benähme.

Da nun nicht alle ihre Freundinnen dieselben Ansichten hatten, wie *Minn a*, so beleidigten sie dieselbe hundert Mal, ohne es zu wissen und zu wollen.

Minn a's Fehler wuchs mit den Jahren. Das Mädchen reifte zur Jungfrau heran, und die Jungfrau fand einen Freyer, einen jungen liebenswürdigen Mann, dem sie bald von ganzer Seele ergeben war. Aber die Kunst zu lieben war bey keinem Mädchen schwerer, als bey Fräulein *Minn a*. Wenn sie so viel von ihren Freundinnen erwartete, was konnte sie nicht erst von einem Liebhaber verlangen! Er mußte die geheimsten Gedanken, die geheimsten Wünsche in ihrem Herzen lesen können, mußte nur an sie allein denken, nur mit ihr allein beschäftigt seyn. Versah er etwas, so schmolte sie mit ihm, und er konnte sogleich ihr Mißvergnügen in ihren Blicken lesen. Sie gab ihm dann ganz kurze, schnippische Antworten auf seine Fragen, oder sprach auch gar nicht mit ihm.

Raum war im Winter der erste Schnee gefallen, so erwartete sie schon einen Schlitten an ihrer Thür. In dem Concerte durfte er ihren Stuhl nicht verlassen und mit keiner andern Dame ein Wort mehr sprechen, als sie für gut achtete. Jedes Lob, das er einem andern Mädchen ertheilte, wurde als eine Beleidigung gegen sie angesehen. Er durfte keiner Andern die Hand biethen, keiner eine Artigkeit sagen. Noch mehr hatte er sich auf Bällen in Acht zu nehmen. Ein einziger Tanz zu viel mit einer andern

Dame, ein Wort, ein Blick konnten Minna beleidigen und einen strafenden Blick hervorrufen. Eben so geschah es bey hundert andern Gelegenheiten; es war ein beständiges Schmollen und Wiederverföhnen.

Walt her, so hieß der Freyer, war ein gutmüthiger Mann. Er ertrug viel und mit großer Gelassenheit; oft konnte man ihm aber auch den Unmuth deutlich genug auf dem Gesichte lesen. Bisweilen mußte er büßen und wußte gar nicht, was er verbrochen hatte, konnte es auch nicht errathen. Still und in sich gekehrt, saß er dann Stunden lang an ihrer Seite, oder stand schon nach der ersten Viertelstunde rasch auf, küßte ihr und der Mutter die Hand und empfahl sich.

»Minna, Minna!« sagte mehr als einmahl die Mutter zu ihr, »du spielst ein gefährliches Spiel, wenn dir an dem guten Walt her etwas gelegen ist, und deine übertriebene Empfindlichkeit, dein Schmollen und Trosen könnten dir noch einen schlimmen Streich spielen. Der Vater hat schon mehr als einmahl gesagt, an Walt her's Stelle würde er dich längst aufgegeben haben.«

»Ey,« sagte Minna, »er soll sich so gegen mich benehmen, wie es seine Schuldigkeit ist, mehr verlange ich nicht, und wenn er das noch nicht kann, so soll er es lernen. Daß er mich aufgibt, davor ist mir gar nicht bange.«

Allein es hätte ihr allerdings davor bange seyn sollen. Man sah, daß es dem armen Wal-

t her nicht mehr so wohl wie sonst an ihrer Seite war. Sonst hatte er nur Augen und Gedanken für sie; jetzt schien er öfters zerstreut; seine Besuche wurden kürzer und seltener und immer seltener. *M i n n a* war über sein Ausbleiben empfindlich, schmollte deßhalb, that höhnische Fragen an ihn und machte das Uebel damit nur noch ärger.

Endlich blieb er ganz weg. *M i n n a*, die ihn wahrhaft liebte, und ihn um keinen Preis hingegeben hätte, kam darüber außer sich. Sie rang ungesehen in ihrer Kammer die Hände, sie weinte, sie bethete, sie bereute ihre übertriebene Empfindlichkeit; kein Mittel wurde von ihr unversucht gelassen, den Geliebten zurück zu führen; allein umsonst, sein Fuß betrat nicht mehr ihres Hauses Schwelle.

In einem Briefe an den Vater sagte er sich ganz von ihr los. Ueberzeugt, daß er mit einer Gattinn voll Ansprüche, und einer so reizbaren Empfindlichkeit, wie *M i n n a*, die unglücklichste Ehe führen würde, wollte er lieber dem Vergnügen, das er in den ersten Zeiten seiner Bekanntschaft mit ihr gefunden und fernerhin zu finden gehofft hatte, ganz entsagen, als durch eine unauflöbliche Verbindung mit ihr sein Leben für immer verbittern.

So weit brachte es *M i n n a* am Ende durch ihre Ansprüche und die Empfindlichkeit, womit sie jene geltend machen wollte.

Welche Schande, sich von dem Manne, den sie schon allen Verwandten und Freundinnen als

ihren Verlobten vorgestellt hatte, auf eine solche Art, ganz durch ihre eigene Schuld, verlassen zu sehen. Vielleicht hätte sie ihn noch, vermöge der bestehenden Gesetze, festhalten können; allein ihr Stolz schützte sie noch gegen die Schmach einer erzwungenen Ehe.

Ein halbes Jahr darauf hieß es, daß Walter eine andere Braut habe, und schon im folgenden Monath ihr glücklicher Gatte werden würde. Diese Nachricht brach der allzuempfindlichen Minna vollends das Herz. Sie welkte von jetzt an sichtbar dahin, wie eine Blume, und schlich wie ein Schatten umher. In kurzer Zeit sah sie sich selbst nicht mehr ähnlich; ein einziges Trauerjahr hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. So oft sie, an ihrem Fenster sitzend, das junge Paar mit dem ersten schönen Kinde durch die Straße gehen sah, sagte sie leise für sich hin: »Ich selbst könnte jetzt diese glückliche Gattinn, diese glückliche Mutter seyn; daß ich es nicht bin, ist, leider! meine eigene Schuld.«

Ende des zweyten Theiles.

I n h a l t.

	Seite
Die Feuersteine. Adeline im Kaufladen . . .	5
Flora's Handschuhe	10
Emiliens Schuhe	13
Die Schwestern	16
Die Lehrerswitwe	20
Caroline, oder die Virtuossinn	31
Hochmuth kommt vor dem Falle	37
Laura und Julius	42
Der Feuerlärm	48
Belohntes Mitleid	53
Bey Allem, was du thust, bedenke das Ende, so wirft du nimmermehr Böses thun . . .	57
Das Schwefelhölzchen	63
Die kleine Kartenspielerinn	68
Bestrafter Muthwille	85
Geschwisterliebe	94
Der unnatürliche Sohn	98
Minna, die Empfindsame	103

I
h
C
h
2

n
f
d
l
n
n
d
f
e
p

n
li
e
p
t
2
2
g

g
if
n
n

fi

2 n d e 2

1	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
2	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
3	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
4	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
5	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
6	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
7	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
8	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
9	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
10	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
11	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
12	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
13	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
14	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
15	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
16	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
17	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
18	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
19	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
20	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
21	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
22	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
23	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
24	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
25	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
26	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
27	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
28	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
29	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
30	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
31	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
32	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
33	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
34	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
35	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
36	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
37	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
38	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
39	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
40	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
41	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
42	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
43	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
44	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
45	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
46	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
47	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
48	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
49	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten
50	Die Geschichte des Reichs im Reichsboten

